

KARL BIENENSTEIN

Unter der Karfunklesonne

Märchen.

Haase
Leipzig ; Prag ; Wien
1918

books2ebooks – Millions of books just a mouse click away!



European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook. Pay online with a credit card of your choice and build up your personal digital library!

What is an EOD eBook?

An EOD eBook is a digitised book delivered in the form of a PDF file. In the advanced version, the file contains the image of the scanned original book as well as the automatically recognised full text. Of course marks, notations and other notes in the margins present in the original volume will also appear in this file.

How to order an EOD eBook?



Wherever you see this button, you can order eBooks directly from the online catalogue of a library. Just search the catalogue and select the book you need.

A user friendly interface will guide you through the ordering process. You will receive a confirmation e-mail and you will be able to track your order at your personal tracing site.

How to buy an EOD eBook?

Once the book has been digitised and is ready for downloading you will have several payment options. The most convenient option is to use your credit card and pay via a secure transaction mode. After your payment has been received, you will be able to download the eBook.

Standard EOD eBook – How to use

You receive one single file in the form of a PDF file. You can browse, print and build up your own collection in a convenient manner.

Print

Print out the whole book or only some pages.

Browse

Use the PDF reader and enjoy browsing and zooming with your standard day-to-day-software. There is no need to install other software.

Build up your own collection

The whole book is comprised in one file. Take the book with you on your portable device and build up your personal digital library.

Advanced EOD eBook - How to use

Search & Find

Print out the whole book or only some pages.



With the in-built search feature of your PDF reader, you can browse the book for individual words or part of a word.

Use the binocular symbol in the toolbar or the keyboard shortcut (Ctrl+F) to search for a certain word. "Habsburg" is being searched for in this example. The finding is highlighted.

Copy & Paste Text



Click on the “Select Tool” in the toolbar and select all the text you want to copy within the PDF file. Then open your word processor and paste the copied text there e.g. in Microsoft Word, click on the Edit menu or use the keyboard shortcut (Ctrl+V) in order to Paste the text into your document.

Copy & Paste Images



If you want to copy and paste an image, use the “Snapshot Tool” from the toolbar menu and paste the picture into the designated programme (e.g. word processor or an image processing programme).

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes.

Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/en/agb.html>

Terms and Conditions in German: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/de/agb.html>

More eBooks

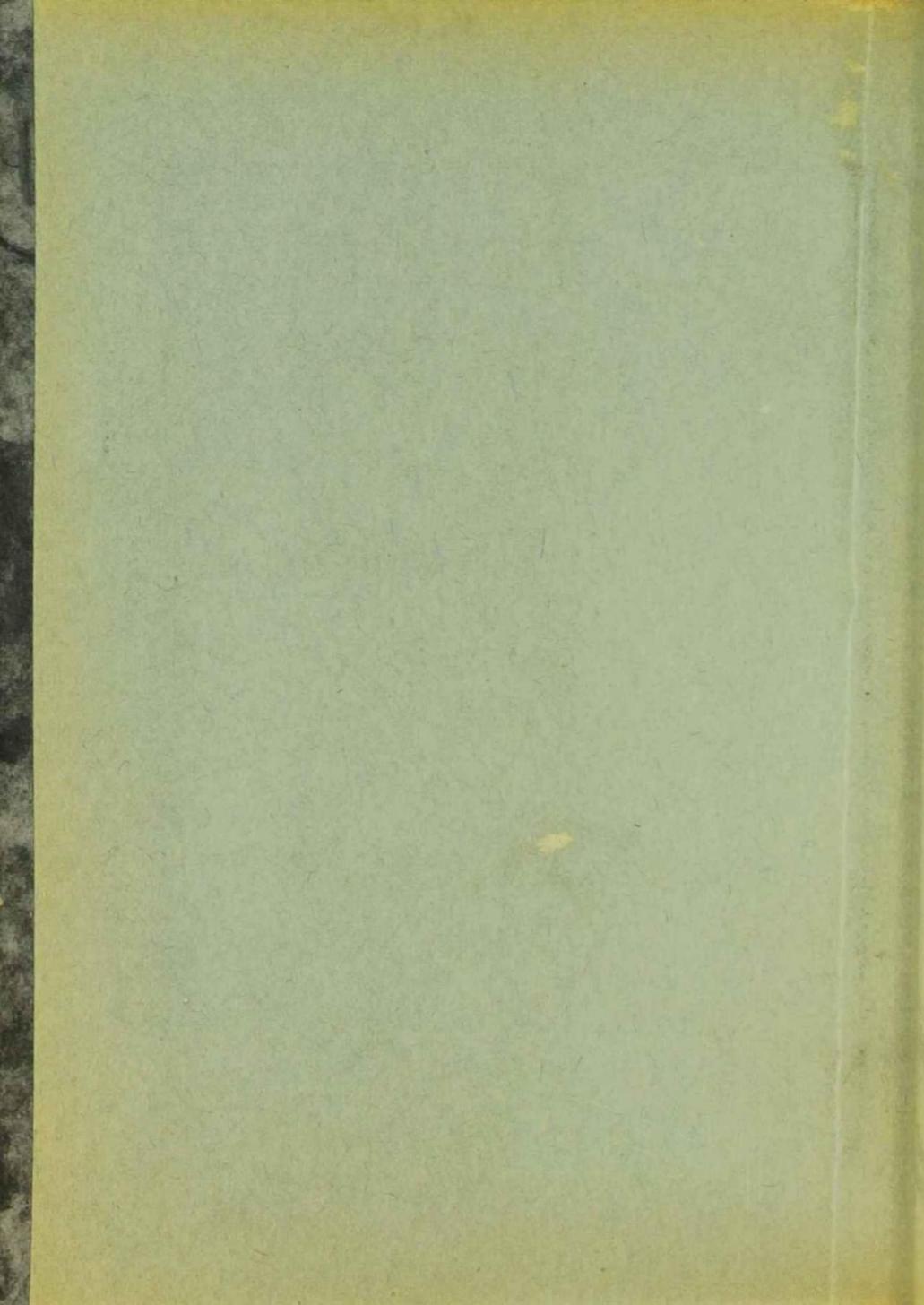
More eBooks are available at <http://books2ebooks.eu>

I

436155

Jugendbücher

†



1/2 H

Unter der Karsunkel Sonne

Märchen
von
Karl Bienenstein



Buchschmuck von Fritz Gareis

1918

Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase

Leipzig

Prag

Wien

I

436155

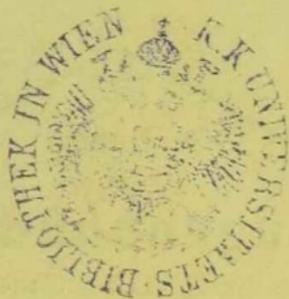


1. Band

der

* **Jugendbücher** *

der Zeitschrift „Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule“.



Inhalt.

Die Kugel des Glücks	7
Das Roggenkind	14
Das Märchen vom Maiglöckchen	22
Die Elfen unterm Rosenbusch	30
Das Märchen vom Osterhasen	36
Das Märchen von der Blindschleiche	43
Der Schwalbenkönig	49
Das Märchen vom Ehrenpreis	58
Wie Deli mit dem großen Engel fortgehen wollte	67
Das Natternkrönlein	73
Das Märchen vom Blitzkobold	82
Im Schutze der Toten	89
Die drei Wünsche	95
Das Märchen vom Marienkäferlein	101
Die Blume des Christkinds	107
Wie der König in den Himmel kam	115
Die drei Brüder	122
Der leichte Michel	131
Bertele und die Blumen	138
Das Heideblümchen	145
Das Märchen vom Schneeglöcklein	153
Wie es Hänsel und Gretel weiter erging	160



Die Kugel des Glücks.



n dem Ufer eines schönen, großen Sees stand vor langen, langen Zeiten ein schmuckes Häuschen und drinnen wohnte ein Fischer mit Weib und Kind. Er hatte kein Geld, aber der See lieferte ihm soviel schmackhafte Fische, daß er von dem, was er in der nahen Stadt dafür bekam, alles Notwendige für sich und die Seinen kaufen konnte und keine Not zu leiden brauchte. Und da der Fischer, seine Frau und seine Kinder bescheidene Leute waren, und nicht mehr als das Notwendige wünschten, so waren sie sehr zufrieden und hatten nur den einen Wunsch, daß es immer so bleiben möchte.

Da war nun einmal ein wunderschöner Frühlingmorgen. Der See lag himmelblau da, die Berge ringsum funkelten, die großen Wasserrosen schwammen weiß auf der Flut und darüber schwebten Vögel mit fröhlichem Gesang. Da fuhr der Fischer mit seinem Kahn auf den See hinaus, um seine Netze auszuwerfen. Auf einmal sah er einen zweiten Kahn, in dem ein junger Mann und

eine ganz in graue Gewänder gekleidete Frau saßen. Als der Kahn in der Mitte des Sees war, wo dieser seine tiefste Stelle hatte, sprang der junge Mann plötzlich auf, stürzte sich auf die graue Frau, packte sie und wollte sie in den See werfen. Sie wehrte sich aus Leibeskräften und der Kahn schwankte bei dem Ringen so stark hin und her, daß es schien, als müsse er jeden Augenblick umkippen und beide Ringenden sollten in der Tiefe ertrinken. Aber da gelang es dem jungen Manne doch, die Frau so zu fassen, daß sie ihre Arme nicht mehr gebrauchen konnte, und im nächsten Augenblicke hatte er sie hoch emporgehoben und mit mächtigem Schwunge in den See geschleudert, sodaß sie mit einem Schrei in den Wellen versank.

„Wart,“ rief dabei der junge Mann, „Du sollst mir nicht mehr über den Weg laufen. Gequält hast Du mich genug, nun sind wir quitt!“

Damit setzte er sich nieder, griff zu den Rudern und wie ein Pfeil schoß der Kahn davon, dem Ufer zu.

Der Fischer hatte mit entsetzten Blicken diesem Schauspiel zugesehen und jetzt wußte er augenblicklich nicht, sollte er dem Mörder nachhelfen oder versuchen, die Frau zu retten. Letzteres erschien ihm aber doch als das Notwendigere, und so fuhr er mit gewaltigen Ruderschlägen auf die Stelle zu, wo die Frau in den Wellen verschwunden war.

Nun hatten sich aber ihre weiten Kleider so aufgebauht, daß sie nur sehr langsam sank und als der Fischer das Netz auswarf, gelang es ihm auch wirklich, sie darin

zu fangen und emporzuziehen. Sie war aber schon ohnmächtig und der Fischer legte sie flach in seinen Kahn und fuhr damit, so schnell er konnte, seinem Hause zu, um sie hier ins Leben zurückzurufen.

Seine Frau war sehr erschrocken, als er mit der triefenden Fremden auf den Armen in die Stube trat; als sie aber hörte, was mit ihr geschehen sei, hatte sie großes Mitleid und half ihrem Manne, sie ins Leben zurückzurufen.

Nach einer Weile schlug die Frau auch wirklich die Augen auf und nach einer weiteren Viertelstunde war sie so weit, daß sie auf die gestellten Fragen Antwort geben konnte.

Der Fischer fragte sie nun zuerst, wer der junge Mann gewesen sei, wie er heiße und wo er wohne, denn er wolle ihn dem Gerichte anzeigen, damit er für seine Untat bestraft werde.

Da zog die graue Frau ein hämisches Gesicht und sagte: „Es hat keinen Zweck zu sagen, wer der junge Mann war, denn wer mich tötet, wird nicht bestraft.“

„Wer bist Du denn dann?“ fragte der Fischer.

Da sagte die Frau: „Ich bin das Unglück. Du hast mich in Dein Haus geholt und so will ich nun auch bei Dir bleiben.“

Da jammerte der Fischer und rief: „Ist das der Dank dafür, daß ich Dich vom Tode errettet habe? Wie, wenn ich Dich nun auch tötete?“

„O,“ sagte sie, „das kannst Du nicht; ich bin nur draußen in der freien Natur zu töten. Da hinaus gehe ich aber nicht mehr. Die Geschichte mit dem jungen Mann hat mich vorsichtig gemacht. Übrigens gefällt es mir bei Dir sehr gut und ich hoffe, recht lange bleiben zu können. Doch will ich Dir immerhin dankbar sein und Dir versprechen, daß ich Dir selbst nichts tue. Ich könnte Euch krank oder zu Krüppeln machen, doch es soll nicht geschehen. Sonst aber müßt Ihr mich schon in den Kauf nehmen, denn ich bin eben das Unglück.“

So blieb das Unglück wirklich im Hause des Fischers und der hatte bald Gelegenheit, es zu verspüren. Die Ausbeute an Fischen wurde von Tag zu Tag kleiner und infolgedessen kehrte auch die Not bei der Familie ein und Schmalhans wurde Küchenmeister. Ein andermal aber, da hatte der Fischer wohl einen Schwarm Fische im Netze; aber kaum hatte er es ans Land gezogen, riß es und die ganze Beute verschwand munter schwängelnd in den Wellen des Sees. Bald darauf verendete die Ruh, welche den Fischerleuten bisher Milch gegeben hatte, und kaum war dies geschehen, kam ein furchtbarer Sturm, riß den Kahn des Fischers vom Ufer los und trieb ihn weit auf den See hinaus, wo er dann umkippte und in der Tiefe verschwand.

Da sagte der Fischer zu seiner Frau: „So kann das nicht fortgehen, sonst müssen wir alle verhungern. Entweder verlassen wir das Haus und ziehen fort oder wir müssen trachten, die Unglücksfrau hinauszubringen. Aber wie? Denk nach!“

Da dachte die Frau nach und eine Weile darauf sagte sie: „Mir selbst fällt kein Rat ein; aber vielleicht weiß der Alte, der da droben auf dem Berge in einer Höhle wohnt, einen solchen. Er soll sehr weise und gütig sein; den könnten wir vielleicht fragen.“

Da stieg der Fischer am nächsten Morgen zu dem Alten empor und bat ihn um seinen Rat.

Der Alte schüttelte den Kopf und sagte: „Wie konntest Du nur so unklug sein und das Unglück selbst ins Haus holen? Da hat Dir Dein gutes Herz einen bösen Streich gespielt und ich weiß nicht, ob ich Dir helfen kann. Das einzige Mittel gegen das Unglück ist nur das Glück. Das ist aber schwer zu bekommen, denn das Glück ist eine goldene Kugel, die immer weiterrollt. Einmal ist sie da, einmal dort. Ich kann Dir nur den Rat geben: stelle Dich an einem Kreuzweg auf und wenn sie vorbeikommt, fange sie schnell auf und trage sie in Dein Haus. Halt' sie aber fest, daß sie Dir nicht aus den Armen rollt. Alles andere wird sich dann von selbst finden.“

Da bedankte sich der Fischer, ging nach Hause, erzählte seiner Frau, welchen Rat ihm der Alte gegeben, und stellte sich dort, wo sich zwei große Landstraßen kreuzten, auf und wartete.

Tag um Tag verging, aber die goldene Kugel des Glückes wollte nicht kommen und der Fischer fing schon an verzagt zu werden.

Da, an einem Samstagabend, sah er in der Ferne etwas blinken. Er sah schärfer hin und erkannte die gol-

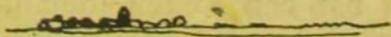


dene Kugel, die in raschem Rollen daherkam. Als sie in seiner Nähe war, warf er sich mit dem ganzen Körper über sie und so gelang es ihm auch, sie festzuhalten und nach Hause zu bringen.

Als die graue Frau Unglück, die im Sorgenstuhl saß und spann, die Kugel sah, wurde sie ganz blaß vor Wut und mit Schreien und Schelten stürzte sie sich auf den Fischer und schlug ihm die Kugel aus den Armen, daß sie auf den Boden fiel und gegen die noch offene Tür hinrollte. Der Fischer eilte der Kugel nach, aber Frau Unglück kam ihm zuvor und sprang mit beiden Füßen gegen die Kugel, um sie über die Schwelle hinauszustoßen.

Da aber geschah etwas Merkwürdiges: kaum hatten die Füße der grauen Frau die Kugel berührt, so blieben sie daran kleben und wie ein Bliß rollte die Kugel mit dem Unglück zum See hinunter und plumpste hinein, daß das Wasser hoch ausspritzte.

Da war der Fischer von dem Unglücke erlöst und da die Kugel des Glücks nun auf dem Grunde des Sees lag, trat ein Fischreichtum ein, der den armen Fischer zu einem reichen Manne machte, so daß er vielen armen Leuten Gutes tun konnte.



Das Roggenkind.



Es war einmal eine Bauersfamilie. Die war durch Unglücksfälle mancherlei Art so arm geworden, daß sie nicht einmal mehr einen Knecht oder eine Magd bezahlen konnte. Das Haus hatte der Blitz angezündet, der Hagel hatte die schönsten Feldfrüchte zerschlagen, die Haustierte waren durch eine Seuche dahingerafft worden und da hatten die armen Leute den größten Teil ihres Besitzes verkaufen müssen und es war ihnen nichts geblieben als eine Wiese, die gerade noch soviel Heu gab, um eine Kuh zu ernähren, und ein Acker, der eben noch das nötige Korn zum Brot lieferte.

Aber das Maß des Unglücks war noch nicht voll. Infolge der angestregten Arbeit, die er nun allein machen mußte, und nicht wenig auch insolge des Kummers über das unverschuldete Unglück wurde der Bauer krank, und da er aus Furcht vor den Kosten nicht gleich einen Arzt holen ließ, verschlimmerte sich das Leiden so, daß er dem Tode nahe kam.

Nun erst wurde der Arzt geholt. Der wiegte bedenklich den weißen, klugen Kopf und meinte, daß nur wenig Hoffnung mehr sei, den Mann am Leben zu erhalten; doch werde er seine ganze Kunst aufwenden. Und er tat es auch. Zweimal des Tages kam er zu dem Kranken, die seltensten und teuersten Medicinen brachte er mit und so kam endlich der Tag, wo er mit stolzer Stimme sagen konnte, daß der Bauer nun außer aller Gefahr sei; nur müsse er sich recht schonen, nichts arbeiten, dafür aber viel und gut essen und stärkende Weine trinken. Zugleich legte er den Leuten seine Rechnung vor und die war nicht gering. Aber er war ein gutmütiger Mensch und sagte, es sei mit der Bezahlung nicht eilig und wenn er in einem Jahre sein Geld erhalte, sei er damit zufrieden. Damit ging er und ließ die armen Leute in schweren Sorgen zurück, wie sie das Geld zu dem angeordneten guten Leben des Bauern und dann auch für die Rechnung aufbringen sollten.

„Mein lieber Mann,“ sagte endlich die Frau, „da bleibt nichts übrig, wir müssen das Getreide verkaufen, das auf unserem Acker steht.“

Der Mann nickte sorgenvoll und erwiderte: „Ja, das ginge wohl; aber wovon sollen wir denn das ganze Jahr leben?“

Da seufzte die Frau und meinte: „Das wollen wir dem lieben Gott überlassen, der wird uns nicht verlassen. Die Hauptsache ist, daß Du ganz gesund wirst, dann kann noch alles gut werden.“

So ging denn die Frau am nächsten Tage zu dem reichen Getreidehändler, der im Dorfe wohnte, und bat ihn, ihr das Getreide abzukaufen. Der war nun ein hart-herziger Mensch, der mit niemandem Mitleid hatte, und deshalb nahm er sich gleich vor, die Not der armen Frau auszunützen. Als sie ihr Anliegen vorgebracht hatte, zuckte er mit den Achseln und sagte: „Ja, liebe Frau, das ist eine sehr unangenehme Geschichte. Ich möchte Euch von Herzen gern helfen, aber seht, meine Getreidekammern sind noch ganz voll und das Korn steht jetzt so nieder im Preis, daß ich Euch wohl nicht viel helfen kann. Damit Ihr aber seht, daß ich kein Stein bin, will ich Euch das Getreide abkaufen; aber ich kann Euch für den Mægen nur einen Gulden geben und Ihr müßt das Getreide selbst schneiden und es mir ins Haus bringen.“

Die Frau erschrak, als sie diesen niederen Preis hörte und verlegte sich nun aufs Bitten, um einen höheren Preis zu erhalten. Aber der Händler ließ sich durch kein Bitten und Flehen erweichen und da blieb der Frau nichts übrig, sie mußte den Handel abschließen.

Unter Tränen erzählte sie zu Hause ihrem Manne von dem armseligen Handel. Der aber sagte: „Sei ruhig, Frau, es wird noch alles wieder gut werden. Ich habe, während Du fort warst, einen schönen Traum gehabt, daß draußen in unserem Acker ein Schatz liegt. Wenn ich auch weiß, daß Träume nur Schäume sind, so hat mich

dieser Traum doch wunderbar getröstet und ich meine, der liebe Gott wird uns sicher helfen. Geh jetzt hinaus und schneide in Gottes Namen das Getreide.“

Da nahm die Frau die Sichel und wollte gehen. In diesem Augenblick aber kam ihr kleines vierjähriges Söhnlein herbei und bat, daß es mitgehen dürfe. Die Mutter wollte die Erlaubnis nicht geben und meinte, das Kind solle beim Vater bleiben. Der aber sagte: „Laß ihn mitgehen; er soll mir einen Strauß Blumen pflücken.“

„Ja, Vater, das will ich“, jauchzte der Kleine und hüpfend und singend folgte er der Mutter auf das Feld.

Während die Mutter nun das Getreide schnitt, pflückte das Knäblein die Blumen, die da in Menge standen: roten Mohn, blaue Kornblumen und violette Raden. Dabei kam das Kind immer tiefer in das Feld hinein, so daß es bald nichts mehr um sich sah als das Gold der reifen Ähren. Nun suchte es den Rückweg, fand ihn aber nicht mehr, sondern kam nur noch tiefer in das Getreide und da befiel es eine solche Angst, daß es laut nach der Mutter zu rufen begann. Aber keine Antwort kam und da setzte sich das Knäblein müde in die Ähren nieder und begann zu weinen.

Auf einmal hörte es neben sich eine feine Stimme und als es aufsaß, stand da ein Mägdlein mit Locken, so golden wie die Ähren, Augen so blau wie die Kornblumen und sein Röcklein war aus mohnroter Seide.

„Du mußt nicht weinen,“ sagte das Mägdlein, „komm mit mir, wir wollen spielen.“

Damit nahm das Mägdlein den Knaben an der Hand und die Halme taten sich auseinander, daß eine schöne Straße wurde und auf der gingen die Kinder weiter, bis plötzlich ein goldenes Schloß vor ihnen stand, an dessen Wänden rote und blaue Edelsteine blühten. Und als sie in das Schloß hineingingen, da waren Zimmer und Säle, eines immer schöner als das andere. Da spielten die Kinder Ringelreihen und Blinde Kuh, dann wanden sie Kränze, und als das Knäblein endlich müde war, da führte es das Mägdlein zu einem Bett und unter einer leisen, wunderschönen Musik schlief es ein.

Inzwischen hatte die Frau einen großen Teil des Ackers gemäht und als aus dem Dorfe die Mittagsglocke klang, holte sie den Korb, in dem sie das Mittagessen mitgenommen hatte, und rief ihr Kind zum Essen.

Aber wie sie auch rief, das Kind kam nicht. Da lief sie suchend von einem Acker zum andern, einen Rain hinauf, den andern hinunter, rief und rief, aber sie fand keine Spur von ihrem Kinde. Da sank sie auf einen Stein nieder und begann bitterlich zu weinen, denn sie wußte nun, daß sich das Kind in den weiten Ährenfeldern verirrt habe und nun Hungers sterben müsse.

Wie sie aber so dasaß und schluchzte, stand auf einmal eine Frau in grauem Gewande vor ihr und sagte: „Du brauchst nicht zu weinen. Dein Kind ist in besten Händen.“

Da sprang die Bauersfrau auf und rief: „Wo ist mein Kind? Ich bitte Dich, sag mir's. Und wer bist Du eigentlich?“

Die Graue erwiderte: „Ich bin die Roggenmuhme, von der Du gewiß schon gehört hast. Ich bin nicht böse, wie die Menschen sagen. Ich kenne Deine Not und will Dir gerne helfen. Sieh', ich hab ein Mädchen, das ganz allein ist. Laß mir Dein Kind, das jetzt bei mir in meinem Schloß ist, als Gespielen für mein Mädchen und ich will Dich zum Danke dafür reich machen.“

Da rief die Frau: „Und wenn Du mir die ganze Welt schenken wolltest, mein Kind gebe ich nicht her. Ich bitte Dich, bringe es mir zurück!“

Doch die Frau erwiderte: „Sei vernünftig! Denk an Deinen Mann und wie alle Euerer Not mit einem Male ein Ende hat. Laß mir das Kind! Gibst Du mir's aber nicht gutwillig, so behalte ich's so und Du hast gar nichts davon.“

Da sprang die Bäuerin auf die Graue los, faßte sie an den grauen Haarsträhnen, die unter dem Kopftuch hervorhingen, und schrie: „Ehe ich Dir mein Kind schenke, mußt Du mich erst selbst töten. Ich lasse Dich nicht, bis Du mir mein Kind zurückgibst!“

In diesem Augenblicke fiel die graue Hülle von der Roggenmuhme ab und vor der erschrockenen Bäuerin stand eine wunderschöne Frau in schneeweißem Gewand und mit einer goldenen Krone auf den blonden Locken. Die ergriff nun liebevoll die Hand der Bäuerin und sprach: „Sei getrost, ich will Dir Dein Kind nicht nehmen. Ich habe Dich nur versuchen wollen. Und da ich gesehen

habe, daß Du eine gute Mutter bist und lieber Not und Elend, ja sogar den Tod erleiden willst für Dein Kind, sollst Du belohnt werden. Warte hier, bald wird Dein Kind wieder bei Dir sein.“

Damit verschwand die Roggenmuhme und während sich die Frau noch die Augen wischte, weil sie meinte, sie hätte nur geträumt, teilten sich die Ähren und aus ihnen trat mit strahlendem Gesicht ihr Knäblein und hatte das ganze Schürzchen voll der herrlichsten Blumen.

Mit einem Jubelschrei schloß die Mutter ihr Kind in die Arme und da sie fürchtete, der Roggenmuhme könnte es doch noch einmal einfallen, ihr das Kind zu nehmen, eilte sie mit ihm nach Hause.

Dort erzählte das Knäblein von dem schönen Mägdlein, dem prachtvollen Schloß und dem weichen Bettchen und wie ihm dann, als es aufgewacht war, die schneeweiße Frau das Schürzchen mit Blumen gefüllt und dabei gesagt habe: „Bringe diese Blumen Deinem Vater, sie werden ihn ganz gesund machen.“

Da sprach der Vater: „Wir wollen die Blumen in ein Glas geben, vielleicht haben sie besondere Heilkraft.“

Das geschah auch und da es mittlerweile Abend geworden war, gingen alle Drei zu Bette und schliefen auch bald ein.

Als sie aber am nächsten Morgen erwachten und den Blumen frisches Wasser geben wollten, da sahen sie das Wunder: die Blumen waren lauter schöne große Edel-

steine und die Ähren, die in den Strauß gebunden waren, zu lauter Gold geworden. Und da war der arme Bauer so reich, daß er sich nicht nur alles verschaffen konnte, was er zum Gesundwerden brauchte, sondern er konnte auch sein ganzes früheres Besitztum zurückkaufen und noch soviel dazu, daß er der reichste Mann im Lande wurde.



Das Märchen vom Maiglöckchen.



Es war einmal ein großes Reich. Das konnte aber kein Mensch sehen, denn es lag nicht auf der Erde, sondern unter ihr und gehörte dem Elfenkönig Oberon, der dort mit seiner Gemahlin Titania in Glück und Glanz regierte. Das Reich war unendlich schön, viel schöner als die gewöhnliche Welt. Da waren Gärten voll mit den schönsten und seltensten Blumen, die einen Duft aushauchten, viel süßer noch als Rosen und Veilchen. Dann waren wieder Wiesen mit so weichem Gras, daß der Fuß darüber hinglitt wie über den feinsten Samt; durch die Wiesen schlängelten sich Bächlein mit krystallhellem duftenden Wasser und drinnen tummelten sich goldene und silberne Fischlein. In den Wäldern, die aus lauter großen, mit den herrlichsten Blüten geschmückten Bäumen bestanden, sangen Vögel mit blauem und rotem, gold- und silbergesprenkeltem Gefieder und sie sangen so schön, daß es klang, als spielte da eine wunderbare Musik. Mitten aus den Gärten und Wäldern aber ragte das Schloß des Elfenkönigs

empor, ganz aus Mabaſter und mit Gold und Edelſteinen ſo reich ausgeſchmückt, daß jede Wand glitzerte und funkelte, wie die Sterne am Himmel in klaren Frühlingsnächten. Über dem Feenreich aber wölbte ſich ein einziger großer Edelſtein, blau und leuchtend wie der Himmel ſelbſt und in der Mitte hing ein rieſiger Karfunkelſtein, von dem ein Glanz ausging, wie von der Sonne ſelbſt.

In dieſem Reiche wohnten nun die Elfen, kleine, zarte Weſen, nicht größer als ein kleiner Finger, aber von außerordentlicher Schönheit. In Glück und Eintracht lebten ſie dahin und ſie kannten auch keinen Schmerz, denn bei ihnen gab es weder Krankheit noch Tod, ſondern nur ewige Jugend. Mitunter ſtiegen ſie auch zur Erde empor. Das geſchah aber niemals am Tage, ſondern immer nur nachts und wenn der Mond ſein ſilbernes Licht auf die Erde goß. Da kamen ſie zu den einsamen Waldwieſen herauf, wo kein Menſch ſie belauſchte, ſtellten mitten auf der Wieſe einen Thron aus Perlen und Diamanten für den König und die Königin auf, und wenn der König dann ſein Szepter erhob, das einer Lilie gleich, dann begann der Wald leiſe zu rauſchen, die Quellen murmelten, die Lüfte ſäuſelten, die Vögel begannen im Traume zu ſingen und das Klang alles zuſammen und gab eine ſo ſchöne Muſik, wie ſie ſonſt auf der ganzen Welt nicht zu hören iſt. Die Elfen aber reichten ſich die weißen, leuchtenden Händchen und begannen einen Ringelreihen um den Thron zu tanzen, daß ihre ſchimmernden Schleiergewänder hinter ihnen dreinwehten und ſo lieblich anzu-

sehen war, als wäre es das weiße Mondlicht selbst, das dort über die Wiese tanzt.

Die schönste und lieblichste der Elfen war des Königs Töchterlein: Florimunde. Sie hatte einen eigenen kleinen Palast, der ganz aus rosafarbenem Marmor erbaut war, und hundert der schönsten Elfenmädchen waren ihre Gespielinnen.

Eines Tages war sie nach langem Spielen müde geworden und nachdem sie ihre Gespielinnen hinweggeschickt hatte, legte sie sich auf ihr Ruhebett, das aus den feinsten Rosenblättern gebildet war, und träumte so vor sich hin.

Da hörte sie auf einmal in der Ferne ein Klingen, nicht so fein zwar wie die Elfenmusik, aber so frisch und fröhlich, daß der kleinen Elfenprinzessin ganz sonderbar ums Herz wurde. Eine heftige Neugier befiel sie und sie wollte erfahren, woher denn diese niegehörten Klänge kämen. Alle Müdigkeit war vergessen und sie sprang auf und eilte in den Garten hinaus, der den Palast umgab. Hier blieb sie stehen und lauschte. Der Klang schien aus der Richtung herzukommen, wo der große Blütenwald stand, und sie lief auf ihn zu. Hier vernahm sie die Töne schon deutlicher und wie sie suchend weiterschritt, entdeckte sie eine Stiege, welche zu einer Öffnung hinaufführte, durch die ein helles Licht herein schien. Die Prinzessin wunderte sich, daß sie diese Stiege noch nie gesehen hatte, und da sie ebenso mutig als neugierig war, stieg sie die Stiege hinan.



Raum war sie am Ende durch die Öffnung getreten, so blieb sie vor Staunen wie angewurzelt stehen. Sie hatte die Erde nur immer bei Mondlicht gesehen und jetzt lag sie vor ihr im vollen Sonnenlicht, so weit und groß, mit Bergen und Tälern, Flüssen und Seen, Wäldern, Feldern und Wiesen, Städten und Dörfern, daß sie sich garnicht sattsehen konnte.

Vor lauter Schauen und Staunen überhörte sie ganz, daß die Klänge, denen sie nachgegangen war, ganz in der Nähe ertönten, und sie erschrak daher sehr, als plötzlich ein wunderschöner Knabe mit goldblonden Locken und veilschönen blauen Augen vor ihr stand und sie freundlich anredete: „Wie kommst denn Du daher, kleines Elfenprinzleichen?“

Als die Prinzessin in das liebe freundliche Gesicht des Knaben sah und die Flöte in seiner Hand bemerkte, ward sie gleich zutraulich und fragte: „Bist Du der, der die schöne Musik gemacht hat?“

„Ja wohl, der bin ich,“ antwortete er.

„Wer bist Du denn?“ fragte sie neugierig weiter.

„Ich bin der Frühling!“ sagte der Knabe, „und das da“ — er zeigte ihr das goldene Instrument — „ist meine Zauberflöte“.

„Was kannst Du denn damit zaubern?“ fragte die Prinzessin wieder.

„O gar viel! Siehst Du, noch vor ein paar Tagen war die ganze Erde mit Schnee bedeckt und der Himmel war voll grauer Wolken. Da habe ich meine Flöte genommen und

solange lustig geblasen, bis die Sonne zu lachen anfing. Und als sie lachte, da mußten die Wolken davonlaufen und die Erde wurde wieder licht und warm. Komm ein bißchen mit mir, dann sollst Du gleich Deine Wunder sehen.“

Da ging die Elfenprinzessin mit dem Frühling und der setzte seine Flöte an den Mund und blies im Wandern ein Liedlein ums andere. Und da sah sie das Wunder: wie der holde Frühlingssknaube blies, da tat sich überall die Erde auf, die bunten Blumen kamen hervor, die grünen Gräser, die Knospen sprangen, Käfer krabbelten unter dem Laube hervor, Schmetterlinge schlüpfen aus den Puppen und im Tale drunten zog aus dem Dorfe ein Schwarm von Kindern singend und jubelnd auf die Wiese.

Die Prinzessin kam aus dem Schauen garnicht heraus und trippelte neben dem Frühlingssknaben immer weiter und weiter in die Welt hinein, bis es Abend wurde. Da machte ihr der Knabe ein weiches Bettlein zurecht und sie legte sich darauf hin und schlief sofort ein.

Unterdessen herrschte drunten im Elfenreich Verwirrung und Jammer. Man hatte das Verschwinden der Prinzessin entdeckt und suchte sie nun allerorten, ohne sie zu finden. Da endlich meldete sich ein kleines Elfenmädchen und sagte, daß sie die Prinzessin gesehen hätte, wie sie in den großen Blütenwald gegangen sei. Nun fiel dem König auch gleich ein, daß sie am Ende zur Erde hinauf-

gestiegen sein könnte und er machte sich mit dem Gefolge aller Elfen auf, sie droben zu suchen.

„Weit wird sie nicht gegangen sein,“ sagte er, „da werden wir sie wohl bald finden.“

Aber siehe, auch droben fanden sie die liebliche Florimunde nicht.

„Sie wird doch weiter gegangen sein,“ sagte der König jetzt. „Aber wohin? Sie läuft am Ende in der Irre herum und findet nicht mehr heim. Wir müssen ihr den Weg zeigen. Holt schnell unsere kleinen Silberglöcklein, die wollen wir hier an die schönen grünen Pflanzenstengel binden, und wenn sie dann läuten, wird die Prinzessin sie hören und da sie den Klang kennt, wird sie zu uns herfinden.“

Und so geschah es auch. Bald waren die silbernen Glöcklein geholt und als die Prinzessin mitten in der Nacht erwachte und das liebliche Läuten hörte, da wußte sie gleich, daß sie ihr Vater suchte, und sie weckte den Frühlingsknaben und bat ihn, sie zurückzubegleiten.

Wie waren der König und die Königin und alle Elfen froh, als sie die Prinzessin wieder hatten und diese ihnen munter erzählte, wieviel Schönes und Seltsames sie gesehen habe.

Da dankte der König Oberon dem Frühlingsknaben und sagte: „Bitte Dir eine Gnade aus!“

Da bat der Frühlingsknabe: „Nun denn, Herr König, wenn Ihr so gütig sein wollt, so laßt mir die silbernen Glöcklein da heroben auf der Erde. Sie sollen an die Stengel an-

wachsen, und dann schickt mir alle Jahre Euer Töchterlein herauf, daß sie mit mir ein Stücklein in die schöne Welt geht. Die Glöcklein sollen ihr dann wieder den Weg nach Hause zeigen.“

Damit war der Elfenkönig einverstanden und so wuchsen die Glöcklein an den schlanken grünen Stengeln fest und es ward daraus das herzige Blümlein, das wir Menschen das Maiglöcklein nennen. Es blüht alle Jahre und immer zu der Zeit, wo die kleine Prinzessin Florimunde mit dem Frühling durch die Welt geht, um die Wunder zu betrachten, die seine Zauberflöte allenthalben erstehen läßt.



Die Elfen unterm Rosenbusch.



ine gute Wegstunde von der Stadt entfernt, am Saume eines riesigen Waldes, der sich von dort bis tief ins Gebirge hineinzog, stand ein einfaches, schlichtes Häuschen. Darinnen wohnte der Holzhauer Klaus mit seiner Frau und mit seinen drei Kindern. Klaus ernährte die Seinen durch seiner Hände Arbeit schlecht und recht und wenn sie auch nichts übriges hatten, so waren sie doch immer zufrieden und daher heiteren Mutes.

Das wurde aber plötzlich anders. Klausens Frau war nämlich gefährlich erkrankt, und da die drei Kinder noch zu klein waren, um die Mutter pflegen zu können, mußte Klaus selbst zu Hause bleiben und seine Arbeit versäumen und konnte nichts verdienen. Bald waren die paar Groschen, die er sich früher erspart hatte, aufgezehrt und nun kehrten Not und Sorge im Hause ein, die mit jedem Tage ärger wurden, bis endlich nicht einmal mehr ein Stücklein Brot im Hause war und die Kinder vor Hunger weinend in einem Winkel saßen.

Das konnte Klaus nicht mehr länger ansehen und er sann, wie er für sich und die Seinen ein paar Groschen verdienen könne. Da fiel ihm der Rosenstrauch ein, der

draußen in dem kleinen Garten vor dem Hause stand. Der blühte gerade über und über und die Rosen waren so schön und dufteten so herrlich, daß weit und breit, nicht einmal im Garten des Königs, etwas Ähnliches zu finden war. Darum wollte Klaus den Strauch fein säuberlich mit allen Wurzeln ausgraben und in die Stadt tragen. Dort hoffte er ihn um ein schönes Stück Geld verkaufen zu können. Freilich war ihm selbst leid um den prächtigen Strauch, aber seine Frau und seine Kinder liebte er über alles.

Er nahm also eine Schaufel und ging hinaus in den Garten. Aber als er den ersten Schaufelstich getan hatte, da hörte er plötzlich ein feines Stimmlein und vor ihm stand ein Männlein, nicht länger als ein Finger, aber von zierlichster Körpergestalt, mit Augen, die wie Mondlicht schimmerten und in einem feinen Seidenkleide von der Farbe der Rosenblütenblätter. Mit großen erstaunten Augen sah Klaus das Männlein an, welches nun zu ihm sprach: „Du willst doch nicht den Rosenstrauch hier ausgraben? Ist Dir nicht leid um ihn?“

Klaus seufzte auf und erwiderte: „Leid ist mir freilich darum! Aber was soll ich tun, meine Frau ist schwer krank, ich muß immer bei ihr bleiben und kann deshalb nichts verdienen und nun haben wir alle zusammen nichts mehr zu essen. Was bleibt wir übrig, als den Rosenstrauch auszugraben und zu verkaufen?“

Da sagte das Männlein: „Das ist freilich sehr traurig. Aber Dir kann geholfen werden. Merk auf: Hier unter

diesem Rosenstrauch in der Erde steht der Palast der Elfenkönigin. Wenn Du den Strauch ausgräbst, fällt der Palast und wir müssen von hier, wo wir so gern sind, fortziehen. Darum meine ich: Du läßt den Strauch stehen und wir legen Dir zum Dank dafür jeden Morgen ein Goldstück unter den Strauch. Aber eines mußt Du uns versprechen. Du darfst keinem Menschen, auch Deiner Frau und Deinen Kindern nicht, ein Wörtlein davon sagen, denn, wenn Du etwas sagst, müssen wir dennoch fortziehen und Du verlierst die tägliche Gabe.“

Wer war froher als Klaus. Mit tausend Freuden gab er das Versprechen und das Männlein verschwand.

Als Klaus am nächsten Morgen zu dem Rosenstrauch trat, lag da wirklich ein blankes, funkelnagelneues Goldstück. Er lief damit in die Stadt, kaufte Brot und Fleisch, auch Wein für seine kranke Frau, und eilte damit fröhlich nach Hause. Da herrschte Jubel im kleinen Häuschen und da auch in den folgenden Tagen die Elfengabe regelmäßig unter dem Strauch lag, war alle Not zu Ende. Seine Frau wollte zwar wissen, woher er das Geld nehme, aber er sagte ihr nichts.

Eines Tages aber, als Klaus gerade wieder in der Stadt einkaufte und ein Goldstück wechseln ließ, traten plötzlich zwei bewaffnete Männer auf ihn zu, nahmen ihn gefangen und führten ihn vor den Richter.

Es war nämlich in dem großen finsternen Wald ein Kaufmann erschlagen und beraubt worden und nun hielt man den Klaus für den Mörder, denn man konnte nicht be-

greifen, wie er, der arme Mann, zu dem vielen Gelde gekommen sei.

Klaus beteuerte zwar seine Unschuld mit den eindringlichsten Worten und sagte auch, daß er seit Wochen nicht in den Wald gekommen sei, aber man glaubte ihm nicht, denn als ihn der Richter fragte, woher er denn sonst das Geld habe, wenn nicht von dem erschlagenen Kaufmann, da senkte er das Haupt und schwieg. Und er schwieg auch, als der Richter die Frage wiederholte, denn sagen durfte er nichts, sonst hätte ja die Feengabe aufgehört und die Seinen wären so arm gewesen wie zuvor. So aber konnten sie wenigstens alle Tage das Goldstück holen und waren vor Not geborgen. Aus Liebe zu seiner Frau und zu seinen Kindern sagte also Klaus nichts und schwieg auch dann noch, als ihm das Urtheil verkündet wurde, daß er enthauptet werden sollte.

Er erbat sich nur die Gnade, seiner Frau einen Brief schreiben zu dürfen. Und die wurde ihm gewährt.

Der Kerkermeister brachte ihm Feder, Tinte und Papier und unter vielen Tränen schrieb Klaus seiner Frau, daß sie nicht daran glauben solle, daß er ein Mörder sei, und weiter sagte er ihr, sie solle alle Tage ein Kind zu dem Rosenstrauche schicken, dort werde ein Goldstück liegen. Woher es komme, dürfe er ihr aber nicht sagen. Mit tausend letzten Grüßen und Küßen schloß der Brief.

Am nächsten Tage wurde Klaus von einer Schar Soldaten und begleitet von einer großen Volksmenge vor die Stadt hinausgeführt, wo auf einem Hügel ein Holzgerüst

errichtet war. Auf demselben stand ein Block und daneben stand der Henker mit dem großen Beil. Klaus kniete nieder, betete noch ein Gebet und dann legte er sein Haupt auf den Block und erwartete den Todesstreich. Aber als der Henker das Beil heben wollte, da war es so schwer, daß er es nicht einmal rühren konnte. Es war wie am Boden angewachsen. Ratlos sahen sich der Henker und die Richter an und wußten nicht, was zu tun sei.

Da entstand plötzlich eine Bewegung. Zwei Soldaten schleppten einen verwildert aussehenden Mann daher, den sie dabei ertappt hatten, wie er einen kostbaren Ring, der dem erschlagenen Kaufmann gehört hatte, beim Goldschmied verkaufen wollte. Sie schlossen daraus, daß er ebenfalls an dem Morde beteiligt gewesen sei und brachten ihn deshalb vor den Richter.

Und nun geschah etwas Merkwürdiges: als sie den Mann an dem Blutgerüst vorüberführten, sprang plötzlich das Beil von selbst empor, von dem Gerüst herab und blieb über dem Haupte des Gefangenen in der Luft schweben.

Der war darüber so erschrocken, daß er nun seine Schuld bekannte und genau angab, wie er den Kaufmann ermordet habe. Auch sagte er, wo er das Geld des Erschlagenen versteckt habe. Man suchte an dem bezeichneten Platze nach und fand es auch. Nun war die Unschuld des Klaus erwiesen, er ward unter dem Jubel des Volkes freigelassen und der wirkliche Mörder an seiner Statt enthauptet.

Frohen Herzens eilte Klaus nach Hause. Als er zu der

Tür kam, hörte er das Weinen und Klagen seiner Frau und seiner Kinder, die inzwischen seinen Brief erhalten hatten. Wie er aber nun in die Stube trat, da war aller Jammer zu Ende und es herrschte eitel Freude und Seligkeit. Nun wollte seine Frau wissen, was es mit dem Goldstück für eine Bewandnis habe, aber er lächelte nur und sagte, sie solle nicht fragen, sondern froh sein, daß es überhaupt so sei. So lebten sie nun in Freuden dahin und ersparten soviel, daß sie endlich reich wurden.

Und eines Tages, als Klaus mit seiner Frau beisammen saß und sie so sprachen, wie schön und gut sie es nun hätten, da entschlüpfte ihm das Wörtlein: „Ja, das war der glücklichste Tag meines Lebens, als mir das Elfenmännlein unter dem Rosenstrauch erschien.“

Im selben Augenblick aber fuhr er erschrocken zusammen, denn durch das Fenster herein kam ein Ton, so jammervoll, daß ihn und seine Frau ein eisiger Schauer durchrieselte. Und als er vor die Tür trat, da hingen an dem Rosenstrauch Blätter und Blüten welk nieder, als hätte sie der Reif verbrannt. Nun wußte Klaus, was das zu bedeuten habe. Er war sehr traurig, stellte sich vor den Rosenstrauch und bat: „Bleibt da, liebe Elfen! Ich habe es nicht böswillig gesagt. Ich will kein Goldstück mehr, nur bleibt da, liebe Elfen!“

Aber es war zu spät. Der Strauch blieb welk, die Elfen waren fort. Aber ihr Segen blieb Klaus und seinen Kindern erhalten.

Das Märchen vom Osterhasen.



as war zu der Zeit, als der liebe Gott noch manchmal auf die Welt herabkam, um da ein bißchen nachzuschauen, was die Menschen treiben, wie sie sich untereinander vertragen und ob sie auch zu den Tieren gut und freundlich seien. Auf Letzteres hielt er besonders viel, denn er hatte die Tiere so lieb wie jedes andere seiner Geschöpfe und es war ihm nicht recht, wenn die Menschen ihre Kraft und ihren Verstand dazu benützten, um die Tiere, die zumeist arme und hilflose Hascherl waren, zu quälen. Da konnte er gewaltig böse werden. Aber ebenso sehr freute es ihn, wenn er Menschen sah, welche die Tiere freundlich behandelten, und an solchen ging er nie vorüber, ohne ihnen seinen besondern Segen zu geben.

Nun war es gerade Ostern. Am blauen Himmel lachte die Frühlingssonne, die Veilchen dufteten und die Felder standen da, im Grün ihrer Saaten lieblich anzuschauen. Über den Feldern aber jubelten die Lerchen und von allen Seiten ertönten die Glocken, welche den Anbruch

der Feiertage verkündeten. Da kamen aus allen Häusern die Leute hervor, schön gepuht, und schritten lachend und plaudernd zu der Kirche, und der liebe Gott, der ihnen nicht begegnen wollte, schlug einen einsamen Weg ein, der zwischen Feldern hindurch dem Walde zuführte, an dessen Saum ein kleines, armseliges Häuschen stand. Das Strohdach war vielfach vom Wind zerzaust und zeigte große Löcher, an den Fenstern waren viele Scheiben gebrochen und durch ölgetränktes Papier ersetzt und an der Haustüre fehlte die Klinke. Man sah, daß hier arme Leute wohnten und der liebe Gott wollte eben eintreten, um den Leuten ein bißchen Freude zu bringen, als er drinnen sprechen hörte.

Die Stimme einer Frau sagte: „Ja, mein lieber Bub, ich glaub Dir's recht gern, daß Du Hunger hast, mir geht's ja selbst nicht anders. Aber wir haben eben nichts und der letzte Heller ist auch schon daraufgegangen, daß wir nichts mehr einkaufen können. Wenn ich gesund wäre, könnte ich vielleicht etwas zum Essen herbeischaffen, aber ich kann mich ja nicht vom Bett erheben!“

„Mutter, könnte nicht ich von irgendwo was holen? Wir müssen ja sonst alle zwei verhungern!“

„Woher willst Du etwas holen? Die Leute im Dorfe haben uns schon soviel gegeben, daß sie nun auch nicht mehr werden geben wollen. Versuchen kannst Du's ja; aber es wird Dir nichts nützen. Und das eine mußt Du mir versprechen: stehlen darfst Du nichts.“

„Nein, Mutter, das tue ich nicht; aber ich werde schon was finden.“

Der liebe Gott war neugierig, was der Bub tun wollte, und machte sich unsichtbar, um ihm zu folgen. Im Nothfall wollte er selbst helfen.

Nach einer kleinen Weile kam der Knabe, der blaß und verhungert aussah, aus dem Häuschen und schlug den Weg zum Dorfe ein.

Auf einmal hörte er einen klagenden Ton. Er blieb stehen und lauschte und auch der liebe Gott, der unsichtbar hinter ihm dreinging, hielt inne und horchte auf. Es war aber eine zeitlang nichts zu hören; doch als der Knabe weiterschreiten wollte, wurde das jämmerliche Klagen von neuem laut und nun konnte man auch deutlich wahrnehmen, daß es mitten aus einem der grünen Saatsfelder kam. Was es war, war freilich nicht zu erkennen; es klang halb wie Kinderweinen, halb wie das Schreien eines Tieres und war ganz seltsam anzuhören.

Der Knabe besann sich nicht lange, sondern ging durch das Feld auf die Stelle zu, woher der Jammerton kam, und da fand er einen Hasen, der mit den Hinterbeinen in einer Schlinge hing und in seiner Todesangst jammervoll schrie, denn er meinte schon, der Knabe sei gekommen, um ihm den Garaus zu machen.

Dem Buben lachten auch wirklich die Augen und er dachte einen Augenblick daran, den Hasen zu erschlagen und ihn zu einem Festtagsbraten nach Hause zu tragen. Als er aber das Tier bei den Löffeln packte, sah es ihn

so traurig an, daß er die Hand sinken ließ, und statt ihm den tödenden Schlag zu geben, streichelte er es und sagte: „Nein, nein, Haserl, ich tu Dir nichts. Ich bin zwar sehr hungrig und die Mutter auch, aber dafür kannst ja Du nichts und ich will Dich nicht umbringen. Nein, nein, das tu ich nicht, tätest mir vielzuviel erbarmen. Bist ein ungeschickter Kerl, daß Du da in die Schlinge gegangen bist. Aber ich will Dich losmachen. Der böse Mensch, der die Schlinge aufgestellt hat, der soll Dich nicht kriegen.“

Damit begann der Knabe, die Drahtschlinge behutsam von den Hinterbeinen des Hasen loszulösen und der hielt mäuschenstill und blinzelte mit seinen furchtsamen Äuglein treuherzig zu dem Buben empor.

Endlich war die Schlinge gelöst und da sprach der Hase: „Tausend Dank, Du lieber, guter Bub. Du hast mich vom Tode errettet und ich möchte Dir gerne etwas zuliebe tun. Sag mir, was, und wenn es mir möglich ist, soll es gerne geschehen.“

Da seufzte der Knabe auf und erwiderte: „Mein Lieber, das ist nicht so leicht. Ich will etwas zum Essen nach Hause bringen. Aber woher nehmen und nicht stehlen?“

Da spitzte der Hase die Löffel und sagte: „Du, ich weiß da in der Nähe ein Rebhuhnneest. Die Eier kannst Du Dir nehmen. Die Rebhenne soll sich frische legen.“

Der Hase lief voraus und der Knabe folgte ihm und sie fanden auch wirklich das Rebhuhnneest.

Schon wollte der Knabe nach den Eiern greifen, da zog er schnell wieder die Hand zurück und sagte: „Nein, ich will auch die Eier nicht. Wie würde die arme Rebhenne jammern, wenn sie zurückkommt und sie findet die Eier nicht mehr. Nein, stehlen mag ich nicht.“

Da wackelte der Hase mit seinen Löffeln und sagte: „Ja, mein Lieber, dann kann ich Dir wohl auch nicht helfen.“

Raum aber hatte er dies gesagt, duckte er sich in die Ackerfurche und sah erschrocken empor, denn vor dem Knaben stand der liebe Gott, der sich plötzlich wieder sichtbar gemacht hatte. Und der liebe Gott streichelte dem Knaben das schmale Gesichtlein und sprach: „Du bist ein braves Kind und weil Du mit den Tieren soviel Mitleid hast, soll Dir auch geholfen werden. Komm mit, ich will Dir etwas Schönes zeigen!“

Und der liebe Gott führte den Knaben zu einem blühenden Strauch, der mitten im Felde stand, und sagte: „Such hinter diesem Strauch und was Du da findest, gehört Dir.“

Der Knabe suchte und fand ein großes Nest, das war voll roter, blauer und grüner Eier, und es waren soviel, daß er sich alle Taschen damit vollstopfen und auch noch seinen Hut anfüllen konnte.

„So,“ sagte der liebe Gott, „das alles trage nach Hause. Und Du, mein lieber Hase, mit Dir hab ich noch ein paar besondere Wörtlein zu reden. Es war nicht schön von Dir, daß Du den Knaben verleiten wolltest, der Rebhenne die Eier zu nehmen. Und damit Du Dich ewig daran erinnerst,



daß man niemand zum Stehlen verleiten soll, sollt ihr, Du und Deine Nachkommen, alle Jahre zu Ostern den braven Kindern, die mit den Tieren Mitleid haben, die Ostereier bringen. Woher Du sie nehmen sollst, das laß nur meine Sorge sein.“

Da ließ der Hase beschämt die Löffel hängen und duckte sich tief zu Boden, denn er erkannte nun, daß es der liebe Gott selbst sei, der mit ihm sprach. Und auch der Knabe fiel auf die Knie nieder, um dem fremden Manne zu danken. Der aber war im selben Augenblick verschwunden.

Da sprang der Knabe nach Hause und als sie dort das erste Ei öffneten, war es ganz mit Gold angefüllt, sodaß die armen Leute keine Not mehr zu leiden brauchten.

Jedes Jahr aber kommt der Osterhase und bringt den guten Kindern schöne rote, blaue und grüne Eier. Aber sehen läßt er sich nicht, denn er schämt sich noch immer, daß er den Knaben zum Stehlen hat verleiten wollen.



Das Märchen von der Blindschleiche.



Daß der Löwe der König der vierfüßigen Tiere ist, das wißt ihr, liebe Kinder, wohl alle; ebenso, daß der Adler der Herrscher über die Vögel ist. Dagegen werdet ihr nicht wissen, daß auch die kriechenden Tiere ein Oberhaupt haben, und zwar die Schlangenkönigin.

Das ist ein ganz eigenartiges Wesen. Sie ist weiß wie frischgefallener Schnee, ihre Augen schimmern himmelblau und auf dem Kopfe trägt sie ein kleines Krönlein mit einem Karfunkelstein, der hell leuchtet wie die Sonne, so daß man ihn nicht ansehen kann, ohne geblendet zu werden. Auch hat dieser Stein große Kräfte in sich: Wunden, die man mit ihm berührt, heilen sofort; Tote, denen man ihn aufs Herz legt, werden wieder lebendig; wer ihn bei sich trägt, der ist unverwundbar und weder Schwert noch Lanze oder Kugel können ihn verletzen; auch greift ihn kein Gift an; er versteht die Sprache aller Menschen und Tiere und sieht, wo im Schoße der Erde Gold, Silber und Edelsteine verborgen liegen.

Die Schlangenkönigin wohnt in einem großen, herrlichen Palaß. Der ist tief unter der Erde und kein Mensch weiß den Weg zu ihm. In der Mitte ist ein großer Saal mit hohen Säulen aus weißem Marmor. Diese Säulen tragen eine Decke aus weißem Bergkristall und die Bögen zwischen den Säulen sind aus purem Golde gemacht. An den Wänden prangen bunte Bilder, die aber nicht mit Farben gemalt, sondern aus lauter Edelsteinen zusammengesetzt sind. Da sind grüne Gräser und Kräuter aus Smaragd in allen Spielarten, Blumen aus blutrotem Rubin, Schmetterlinge aus tiefblauem Saphir und goldgelbem Topas und dazwischen blitzen wie Tautropfen unzählige Diamanten.

Mitten im Saal steht ein goldener, diamantengeschmückter Thron und dort liegt auf einem rotseidenen Polster mit silbernen Quasten und Fransen die Schlangenkönigin zusammengeringt, das wunderbare Krönlein auf dem Haupt.

Das Licht, das vom Karfunkelstein ausgeht, erleuchtet die ganze Halle, daß es dort so hell ist, wie draußen am schönsten und reinsten Sommertag.

Die Schlangenkönigin hat auch ihre Diener. Das sind die winzigen, daumenlangen Erdmännlein. Die stehen um den Thron herum, und wenn die Schlangenkönigin ihr Köpflein hebt, so wissen sie augenblicklich, was sie will. Die einen bringen ihr in einem kristallinen Näpschen süße Milch, die neben dem Throne aus dem Felsen quillt und

die das einzige ist, was sie ißt; die anderen fangen das Lebenswasser auf, das unter dem Throne hervorsfließt. In dem badet sich die Schlangenkönigin alle hundert Jahre und wird dadurch wieder jung. Die dritten aber, das sind die Boten, welche die Wachen aufstellen, wenn die Schlangenkönigin dann und wann zur Erde hinaufwill. Die Wachen selber aber sind die Eidechsen. In weitem Kreise umschließen sie den Platz, wo die Schlangenkönigin sich sonnen will. Da liegen sie auf den Steinen, unbeweglich, nur mit den goldglänzenden Augen nach allen Seiten auspähend, und wenn sich ein Mensch oder ein Tier naht, dann huschen sie davon, erstatten ihre Meldung und im nächsten Augenblick ist die Schlangenkönigin mit ihrem Gefolge unter der Erde verschwunden.

Da geschah es einmal, daß eine Eidechse sagte: „Wie kommen wir eigentlich dazu, daß wir immer bloß die Diener und Wächter sein sollen? Wir sind doch gewiß von ebenso edlem Geschlecht wie die Schlangenkönigin und ich sehe gar nicht ein, warum wir immer nur gehorchen sollen! Wenn's nach Rechten ginge, sollte mit der Königswürde abgewechselt werden. Sieben Jahre meinethalben sollen die Schlangen das Königtum haben, sieben Jahre aber wir. Habe ich recht oder nicht?“

Die anderen Eidechsen nickten und eine sagte: „Recht hast Du schon. Es ist wirklich eine Schande für uns, daß wir immer nur dienen sollen. Aber was können wir

machen? Die Schlangenkönigin hat die Karfunkelkrone und wer die hat, der hat auch die Kraft und die Macht und niemand kann ihm etwas anhaben. Da heißt's also ruhig sein und weiterdienen!“

„Oho,“ rief die erste Eidechse wieder, „deswegen muß man die Flinte noch nicht ins Korn werfen. Mit Gewalt können wir der Schlangenkönigin die Karfunkelkrone freilich nicht nehmen, aber mit List wäre es schon zu machen.“

„Wie meinst Du das?“ riefen die anderen und drängten neugierig die Köpfe zusammen.

„Also gebt acht,“ hub die erste Eidechse wieder an, „welchen Plan ich mir zurechtgelegt habe. Ihr wißt, daß die Schlangenkönigin, wenn sie zur Erde heraufkommt, die Krone zu Hause läßt, weil sie fürchtet, sie könnte sie verlieren. Da müßte sich nun jemand von uns in die Halle schleichen und die Krone stehlen. Wenn wir sie einmal haben, kann uns die Schlangenkönigin mit ihrem ganzen Geschlechte nichts mehr anhaben und wir sind die Herren.“

Dieser Plan leuchtete allen ein, aber es fragte sich nun, wer von den Eidechsen ihn ausführen sollte. Bei dem Eingang in die Halle lagen zwei Vipern als Wache und außer den Erdmännlein und den Schlangen durfte niemand hinein. Wer eindringen wollte, wurde von den Vipern sofort getötet.

Da meldete sich eine Eidechse, die der Kupferbauch hieß, und sagte: „Gut, wenn sich niemand findet, will ich den Versuch machen. Ich sehe einer Schlange täuschend ähnlich,

habe keine Füße und hoffe, den Plan ausführen zu können; aber ich will dafür auch die erste Eidechsenkönigin sein!“

Damit waren die anderen einverstanden und kaum war die Schlangenkönigin bei ihrem nächsten Ausflug auf die Erde aus der Fessenspalte hervorgekrochen, durch die man in die Halle kam, schlüpfte Kupferbauch hinein und dank seiner Schlangengestalt kam er an den Vipern vorbei in die Halle. Flugs eilte er auf den Thron zu, wo auf dem rotseidenen Polster die Karfunkelkrone liegen mußte. Kaum aber hatte er sie gesehen, stieß er einen Weheruf aus und krümmte sich vor Schmerzen hin und her. Der sonnenhelle Schein des Karfunkelsteines hatte ihn geblendet und nun sah er nichts mehr und hatte entsetzliche Schmerzen.

Die Vipernwächter hörten das Wimmern Kupferbauchs, eilten herbei und als sie erkannten, daß der Eindringling keine Schlange sei, nahmen sie ihn gefangen und führten ihn zu ihrer Königin.

Hier legte Kupferbauch ein reuevolles Geständnis ab und sagte, was er habe tun wollen.

Da sprach die Schlangenkönigin: „Eigentlich hättest Du für Deine Untreue den Tod verdient. Aber ich will gnädig sein und Dir das Leben schenken. Zum ewigen Andenken an Deine Missetat aber sollst Du und Dein Geschlecht von heute an so kleine Auglein haben, daß Dich alle anderen Wesen für blind halten und deswegen sollst Du auch von nun an Blindschleiche heißen. Ihr anderen mögt jedoch

daraus sehen, daß nicht jeder dazu geschaffen ist, eine Krone zu tragen.“

Da wurden die Eidechsen wieder bescheiden und die Blindschleiche war froh, mit dem Leben davongekommen zu sein.



Der Schwalbenkönig.



Es war einmal ein armer Hirtenknabe, namens Ortlieb. Der hütete auf einer weiten Wiese nahe an einem großen Walde die Schafe. Da es mitunter vorkam, daß ein Wolf aus dem Walde sprang, um ein Lamm zu rauben, und der Knabe keinen Hund hatte wie andere Schäfer, weil er zu arm war, um dem Tier Futter zu kaufen, so hatte er sich eine Armbrust geschmizt, damit er mit ihren Bolzen den Wolf abwehren könne. Er hatte auf der Wiese eine Scheibe aufgestellt, mit einem großen schwarzen Punkt in der Mitte, und übte sich fleißig im Treffen. Dadurch erlangte er wirklich eine solche Sicherheit, daß er imstande war, jedes Blatt auf einem Baume zu treffen, das ihm bezeichnet wurde.

Da geschah es einmal im Frühling — Ortlieb hatte eben seine Schafe zum erstenmale auf die Weide getrieben — daß plötzlich die Sonne, die so hell und freundlich leuchtete, verdunkelt wurde, als zöge eine Wolke an ihr vorüber. Ortlieb, der früher nur blauen Himmel, aber

nirgends eine Wolke gesehen hatte, wurde aufmerksam und sah empor. Und da erblickte er einen riesigen Zug Schwalben, die eben aus dem heißen Mohrenlande zurückkehrten.

„Grüß Gott!“ rief er fröhlich zu den Vögeln empor und diese zwitscherten aus der Höhe herab die Antwort: „Grüß Gott auch!“

Aber auf einmal fuhr der Schwalbenschwarm mit lautem Getreisch auseinander, denn aus dem Walde hatte sich ein Raubvogel aufgeschwungen und stieß mitten unter sie hinein. Aber der Räuber hatte schon eine Schwalbe gepackt und sauste mit ihr seinem Horste zu. Doch schneller als er fliegen konnte, hatte Ortlieb seine Armbrust an die Wange gerissen, gezielt, die Sehne schwirrte und zischend schoß der Bolzen durch die Luft und traf den Räuber mitten ins Herz, daß er tot zur Erde stürzte.

Ortlieb eilte auf ihn zu und hatte eine närrische Freude, als er die Schwalbe noch lebend in den Klauen des Geiers fand. Er löste sie vorsichtig los und sah, daß sie unversehrt war. Doch dem kleinen Tierchen klopfte das Herzchen, als wollte es ihm aus der Brust springen, und sein ganzes Körperchen zitterte noch vor Todesangst. Da nahm es Ortlieb in die Hand, streichelte es, und als die Schwalbe sah, daß ihr kein Leides geschehen sollte, zwitscherte sie ganz deutlich: „Du bist ein gutes Menschenkind und hast mir das Leben gerettet. Ich möchte Dir gerne danken, habe aber nichts, was ich Dir geben könnte, obwohl ich der Schwalbenkönig bin. Aber damit Du siehst, daß ich

den guten Willen habe, nimm diese Federchen.“ Der Schwalbenkönig rupfte sich drei kleine Federn aus der Brust. „Wenn Du glaubst, daß ich Dir einmal helfen kann, dann blase eine dieser Federn in die Luft und sprich dabei:

Schwalbenkönig in blauer Luft,
Komm zur Hilfe, Dein Retter ruft.

Ich komme dann augenblicklich und es soll mich freuen, wenn ich Dir helfen kann. Und nun leb wohl und sei glücklich!“

Damit schwang sich der Schwalbenkönig in die Luft, wo er von den andern, die sich einstweilen wieder gesammelt hatten, mit jubelndem Gezwitzcher begrüßt wurde.

Ortlieb sah zuerst den Schwalben nach, dann blickte er die Federchen an und meinte: „Na brauchen werde ich sie wohl nie, aber einstecken kann man sie ja.“

Dann rief er dem toten Geier ein paar Schwungfedern aus den Flügeln und steckte sie auf seinen Hut.

In diesem Augenblick kam aber eine Reiterschar aus dem Walde hervorgesprengt und staunend erkannte Ortlieb in dem ersten Reiter den König selbst. Der hatte aber kaum den toten Vogel erblickt, da rief er: „Dieser Bube hat meinen Edelfalken getötet! Ergreift ihn und werft ihn in den Kerker, bis ich mir eine Rache für den Frevler ausgedacht habe!“

Ortlieb mochte soviel, als er wollte, beteuern, daß er nicht gewußt hätte, der Falke gehöre dem Könige, es nützte ihm nichts. Er wurde in den Kerker geworfen.

Denn der König war furchtbar wütend und wollte eine ganz neue, grausame Strafe für Ortlieb ausdenken.

Als er aber nachhause kam, fand er das ganze Schloß in großer Aufregung. Die Königstochter war nämlich, als sie im Garten spazieren ging, von einer giftigen Schlange gebissen worden und lag nun in heftigem Fieber darnieder. Der Leibarzt hatte schon alle Mittel angewandt, aber sie kam nicht zum Bewußtsein und es war Gefahr, daß sie sterben könnte.

Der König und die Königin jammerten, daß es einen Stein hätte erweichen können und verwandten kein Auge von dem fieberheißen Gesicht der Tochter, deren Leib unter der seidenen Decke ganz merkwürdig zuckte.

So verging Stunde um Stunde und statt besser wurde der Zustand nur immer noch schlechter. Der Leibarzt wendete seine letzten Mittel an, aber umsonst. Da zuckte er mit den Achseln und sagte: „Die Schlange muß ein ganz besonderes Gift gehabt haben. Wenn Eure Majestät gestatten, will ich den weisen Anagrammatikus holen. Wenn der nicht Rat weiß, gibt es keine Hilfe mehr.“

Der König gab natürlich sofort die Erlaubnis und der Leibarzt schickte um den Weisen. Dieser wohnte in einem halbverfallenen Häuschen in einer ganz abgelegenen Gasse und beschäftigte sich damit, den Stein der Weisen herzustellen. Er war ein hochgelehrter Mann und wußte mehr als jeder andere Gelehrte des ganzen Königreiches. Als er die Botschaft des Königs vernahm, zog er seinen schwarzen, mit Pelz verbrämten Samtmantel an, setzte

ein schwarzsamtenes Barett auf, nahm den Ebenholzstoß mit dem Elfenbeingriff und machte sich auf den Weg zur Königsburg.

Händeringend kamen ihm der König und die Königin entgegen und beschworen ihn, ihrem Kinde zu helfen.

Da trat der weise Anagrammatikus an das Lager der Königstochter und ließ sich am Fuße die Bißwunde zeigen. Als er diese sah, zog er die Augenbrauen hoch und schüttelte sehr bedenklich den Kopf. Dann sagte er: „Das ist freilich eine sehr böse Geschichte. Dieser Biß rührt von der gefährlichsten Schlange her, die es gibt. Sie ist nämlich von der Ottermutter, die siebentausend Jahre alt ist. Die Königstochter muß sieben Tage leiden und mit jedem Tage werden die Schmerzen ärger. Am siebenten Tage aber muß sie sterben.“

Da schrieten der König und die Königin vor Entsetzen auf und jammerten und weinten, daß den Leuten auf der Straße drunten die Tränen in die Augen traten.

„Und es gibt gar kein Mittel?“ fragte der König.

Der weise Anagrammatikus zog die Schultern hoch und sagte: „Ein Mittel gäbe es wohl. Bis das aber hergeschafft ist, ist die Königstochter längst tot. In der großen ägyptischen Wüste, an einem bestimmten Orte liegt nämlich im Sande ein gelber Stein, der Schlangenstein. Wenn man den hätte und zu Pulver zerreiben würde, so könnte man das der Königstochter eingeben und dann wäre sie augenblicklich wieder gesund. Aber bis man nach Ägypten

kommt, sind längst die sieben Tage um und die Königstochter ist tot.“

Damit verneigte er sich, ging und ließ den König trostlos zurück.

Der Jammer ergriff das ganze Schloß, die Diener weinten mit dem Königspaar um die Wette, denn die Königstochter war zu allen lieb und freundlich gewesen und hatte ihnen viel Gutes getan.

Auch dem Kerkermeister, der dem gefangenen Ortlieb Brot und Wasser reichete, rannen in einestert die Tränen über die Backen und so fragte ihn denn Ortlieb, was er habe. Da erzählte ihm der Kerkermeister von dem Unglück und wie keine Hilfe sei außer dem Schlangenstein in der ägyptischen Wüste, den man aber in der kurzen Zeit nicht herbeischaffen könne.

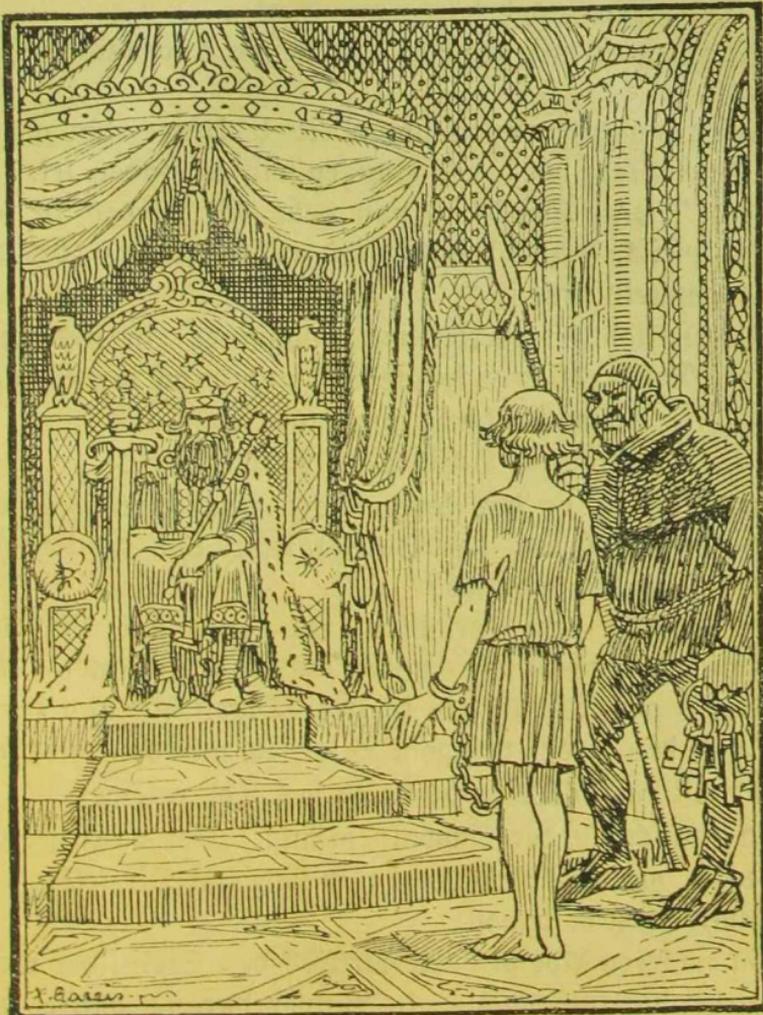
Als Ortlieb das hörte, schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf und er sagte: „Führe mich zum König. Vielleicht kann ich helfen.“

„Wie willst Du denn helfen?“ meinte der Kerkermeister ungläubig.

„Das ist meine Sache. Führe mich hin!“

Da führte der Kerkermeister Ortlieb vor den König und der Hirte sagte: „Herr König, ich habe Euren Edelfalken getötet und Ihr wollt mir dafür das Leben nehmen. Wollt Ihr mir versprechen, mich freizulassen, wenn ich Euch den Schlangenstein verschaffe?“

„Ach,“ sagte der König, „wenn Du das könntest, nicht nur frei sollst Du werden, sondern mein erster Jägermeister



sollst Du werden, ein Schloß will ich Dir geben und alles, was Dein Herz begehrt.“

„Nun so ruft mir nochmal den weisen Anagrammatikus her.“

Dieser mußte kommen und Ortlieb fragte ihn genau nach dem Platz, wo der Schlangenstein zu finden sei.

„Gut,“ sagte Ortlieb, „nun gehe ich wieder in den Kerker zurück, denn ich will nicht früher frei sein, bis der Schlangenstein hier ist.“

Als Ortlieb im Kerker war, nahm er ein Federchen aus der Tasche, blies es in die Luft und sprach den Spruch:

„Schwalbenkönig in blauer Luft,
Komm zur Hilfe, Dein Retter ruft!“

Raum hatte er das letzte Wort gesprochen, saß der Schwalbenkönig auf dem Kerkergitter und zwitscherte: „Was willst Du, Ortlieb?“

Da erzählte ihm der alles, was er wußte und bat schließlich: „Du hast sicher unter Deinen Untertanen einen guten Flieger. Der könnte in zwei Tagen hin und zurück sein und den Stein bringen. Bitte, tu mir den Gefallen, sonst muß ich für Deine Rettung den Tod erleiden.“

Da zwitscherte der Schwalbenkönig: „Sei ganz getrost. Ich weiß, wo der Stein liegt und hole ihn Dir selbst.“

Damit schoß er davon.

Am nächsten Abend hatte Ortlieb den Stein, der weise Anagrammatikus machte ein Pulver daraus, gab es der Königstochter ein und die war sofort gesund.

Und als sie nun den schmucken Ortlieb sah und hörte, daß er sie gerettet habe, da bat sie ihren Vater, er möge ihr ihren Retter zum Manne geben und so wurde der Hirtenbub ein König und ließ sich zum Danke in sein himmelblaues Wappen eine goldene Schwalbe malen.



Das Märchen vom Ehrenpreis.



In Frankreich lebte vor vielen hundert Jahren einmal ein König. Der war furchtbar jähzornig und wenn etwas nicht nach seinem Kopfe ging, dann konnte er in schreckliche Wut geraten. Wehe dann demjenigen, der etwas verschuldet hatte! Er wurde aufs grausamste bestraft.

Eines Tages sah der König zum Fenster seiner Burg hinaus und gewahrte in den Lüften einen wunderschönen, silberweißen Reiher. Augenblicklich schickte er nach seinem Falkner, der sollte mit dem besten Jagdfalken kommen, damit dieser den Reiher aus der Luft hole. Der Falkner kam und gleich darauf jagte der König, den Falken auf der Faust, mit seinem Gefolge zum Thor hinaus. Bald ward auch der Reiher entdeckt, der hoch in den Lüften ruhig seine Kreise zog. Da ließ der König den Falken los. Beutegierig stieg das edle Tier empor und gerade wollte es sich über den Reiher erheben, um von oben auf ihn herabzustößen, da tat dieser eine rasche Wendung und rannte dem Falken seinen langen Schnabel in die Brust, daß

dieser tödlich verlegt zur Erde fiel und nach ein paar matten Flügelschlägen verendete.

So etwas war dem König noch nicht vorgekommen und augenblicklich stieg eine solche Wut in ihm auf, daß er befahl, man solle den Falkner, weil er den Falken so schlecht abgerichtet habe, in den tiefsten Kerker werfen und dort verhungern lassen. Der unglückliche Mann bat um sein Leben und beteuerte, daß er keine Schuld an dem Tode des edlen Vogels trage, aber alles war umsonst; der Befehl mußte vollzogen werden.

Nun war aber der Kerkermeister des Falkners bester Freund, und da er glaubte, der König werde sich um den Verurteilten nie mehr kümmern, ließ er ihn entweichen.

Mit Bogen und Pfeil, Schwert und Spieß floh der Falkner fort bis an die Grenze und dort in einem riesigen Walde, in einer Felshöhle richtete er sich eine Wohnung ein und die Tiere des Waldes, die er erbeutete, waren seine Nahrung.

Am nächsten Tage zeigte sich der Silberreiherr wieder. Sofort schickte der König um einen anderen Falken. Aber die Knechte des ehemaligen Falkners wußten mit den Tieren nicht umzugehen und die hieben mit Schnäbeln und Klauen so um sich, daß sich keiner getraute, sie anzufassen. Da erinnerte sich der König des Falkners und gab Befehl, ihn aus dem Kerker herauszuholen.

Als der Kerkermeister das hörte, wurde er so bleich wie Kreide und, am ganzen Körper zitternd, warf er sich

dem König zu Füßen und bekannte, daß er den Falkner habe entwisphen lassen.

Da geriet der König aufs neue in furchtbaren Zorn, ließ den Kerkermeister selbst in den Hungerkerker werfen, seine Frau und seine Kinder aber mit Peitschenhieben aus der Burg jagen. Dann ging er selbst zum Falkenkäfig, griff mit seiner durch einen Lederhandschuh geschützten Faust hinein und holte nun einen Falken heraus, der sich auch willig die Kappe auf den Kopf stülpen und auf die Faust setzen ließ.

So ging es nun zur Reiherjagd. In der Nähe eines großen Sees, der gegen Sonnenaufgang vor der Stadt lag, wurde der Silberreiher entdeckt, und der König ließ sofort den Falken steigen. Kaum hatte dieser den Langschnabel erpährt, schoß er wie ein Pfeil auf ihn zu und stieß wie ein Blitz von oben auf ihn nieder und brachte den Reiher glücklich zur Erde nieder.

Falke und Reiher fielen in das Schilf des Sees und der König eilte schnell hinzu, um die Beute an sich zu reißen. Als er aber eben um den silberglänzenden Vogel greifen wollte, fühlte er einen eiskalten Schlag auf der Hand und aus dem Schilf hob sich die Nixenkönigin und rief: „Weil Du mir meinen Liebling, den Silberreiher getötet hast, sollst Du büßen Dein Lebenlang. Der Aussatz soll Deinen Körper bedecken, so daß Du allen Menschen zum Ekel wirst und sie Dich von sich stoßen wie einen räudigen Hund.“



Der König wollte zum Schwerte greifen, aber die Nixe war im selben Augenblick verschwunden und mit ihr der Reiter. Dafür aber sah der König braune häßliche Flecken auf seiner Haut, und die wurden immer größer und größer; am nächsten Tage fingen sie zu eitern an und wieder am nächsten Tage war der König über und über mit übelriechendem Ausfluß bedeckt. Nun ließ er seine Ärzte rufen und versprach ihnen Berge von Gold, wenn sie ihn heilen könnten; sie wandten auch alle Mittel an, aber ganz umsonst. Der Ausfluß fraß sich immer tiefer in den Leib ein und strömte einen so üblen Geruch aus, daß es niemand mehr in des Königs Nähe aushalten konnte. Kein Diener gehorchte mehr dem königlichen Befehle und endlich riß der Kanzler die Macht an sich, ließ den König zum Thor hinausjagen und setzte sich die Krone aufs Haupt.

Da stand nun der einst so reiche und mächtige König ärmer als der ärmste Bettelmann auf der Straße und wußte nicht, wohin er seine Schritte lenken sollte. Unter die Menschen getraute er sich nicht und so ging er in den Wald. Hier gab's wenigstens Beeren und Kräuter, mit denen er sich vor dem Hungertode erretten konnte. Wenn er an einer Stelle keine Beeren mehr fand, zog er ein Stück weiter und so kam er endlich an die Grenze seines Reiches und zur Höhle, in der sein ehemaliger Falkner wohnte. Diesem waren in der Wildnis Haare und Bart struppig gewachsen, und da der Ausfluß den König auch ganz entstellt hatte, erkannte einer den andern nicht.

„Wer bist Du?“ fragte der Falkner den König.

„Ach,“ erwiderte dieser, „ich bin ein armer unglücklicher Mann, der am liebsten sterben möchte.“

„Oh,“ rief der Falkner, „sterben? Mein lieber Freund, das hebt man sich für zuletzt auf. Was fehlt Dir denn?“

Da tat der König seinen zerlumpten Mantel auseinander, zeigte dem Falkner seinen mit Aussatz bedeckten Körper und sagte: „Gott hat mich für meine schweren Sünden mit dem Aussatz bestraft. Kein Arzt kann ihn heilen und kein Mensch will mich mehr in seiner Nähe dulden. Ich weiß, auch Du wirst mich fortjagen.“

Wohl empfand der Falkner Ekel vor dem fremden Manne, aber noch tiefer war sein Mitleid mit ihm und er erwiderte: „Nein, fortjagen will ich Dich nicht. Da in der Nähe ist eine zweite Höhle und in der kannst Du wohnen. Ich will Dir alle Tage von meiner Jagdbeute soviel geben, daß Du nicht zu hungern brauchst, und abends können wir dann immer ein wenig miteinander plaudern. Aber nun sage mir doch, wer Du eigentlich bist und woher Du kommst?“

Der König antwortete: „Das kann ich Dir nicht sagen. Belügen mag ich Dich nicht und spräche ich die Wahrheit, Du würdest sie nicht glauben.“

Aber der Falkner ließ nicht nach zu fragen und da erzählte der König wahrheitsgetreu, wer er sei und wie er zu dem Aussatz gekommen war, und schloß: „So hat mich Gott für meinen Zähzorn gestraft. O, würde ich nochmal gesund, alles würde ich tun, um gutzumachen, was ich durch ihn gefehlt habe.“

Der Falkner zitterte am ganzen Leibe als er dies hörte, und obwohl ihm der König schweres Unrecht getan hatte, warf er sich jetzt vor dem Ausätzigen nieder und rief: „Herr, ich bin Euer Falkner, den der Kerkermeister entzwischen ließ. Wenn Euch auch alle verlassen haben, die Euch einst Treue schwuren, so sollt Ihr doch sehen, daß es noch Treue gibt. Ihr bleibt jetzt bei mir und ich will für Euch sorgen und täglich zu Gott beten, vielleicht zeigt er mir ein Mittel, das Euch wieder gesund machen kann.“

Da rollten dem König die hellen Tränen aus den Augen und mit bebender Stimme sprach er: „Gesund werde ich wohl nie wieder werden, aber solange mein armes unglückliches Leben noch dauert, will ich Gott bitten, daß er Dir Deine Treue belohne.“

So blieben denn der Falkner und der König beisammen und jener ging Tag für Tag auf die Jagd und der König hatte immer seinen schmachhaften Wildbraten. Zuweilen kam der Falkner auch in das Land hinaus und da erfuhr er, daß die Leute mit dem neuen König sehr unzufrieden waren; denn er war hochmütig und grausam und bedrückte sie mit hohen Steuern.

Da seufzte der König jedesmal auf und sagte: „Ach Gott, jetzt wüßte ich, wie ich zu regieren hätte, aber jetzt ist es zu spät.“

Drei Jahre waren nun vorbei, seitdem der König von dem treulosen Kanzler verjagt worden war. Da befand sich der Falkner wieder auf der Jagd. Im Dickicht hatte er ein Reh aufgetrieben und es mit einem Pfeilschuß ver-

lezt. Aber es hatte noch Kraft genug, sich zu flüchten, und der Falkner eilte nach. Er kam an den Baum einer Waldwiese und da sah er das Reh. Aber das Tier war nicht allein. Neben ihm stand ein Männlein in einem roten Wams und das rupfte Büschel von einem Pflänzchen aus, preßte sie in seinen Händen, bis ein grüner Saft herauslief, und mit dem rieb es die Pfeilwunde des Rehes ein. Dann klatschte das Männlein in die Hände und das Reh sprang munter und geheilt davon. Im selben Augenblick war auch das Männlein verschwunden.

Der Falkner eilte nun auf den Platz zu und fand da ein kleines Pflänzlein mit himmelblauen Blüten. Schnell pflückte er davon, soviel er nur tragen konnte, und lief damit seiner Höhle zu.

„Herr König,“ rief er von weitem, „nun glaube ich, daß Euere Not zu Ende ist. Der Himmel hat mein Gebet erhört und mir ein Mittel gezeigt, mit dem ich Euch gesund machen kann.“

Und er preßte den Saft aus den Pflanzen und wusch damit den Leib des Königs. Dieser ächzte und wand sich anfangs vor Schmerzen; aber bald verspürte er die Kraft des Heilmittels und als er sich am nächsten Morgen erhob, war er frisch und gesund und an seinem Körper war keine Spur von dem Aussatz mehr zu finden.

Nun verließ er mit dem Falkner den Wald und als er in das nächste Dorf kam und die Bauern ihren früheren König erkannten, da jubelten sie ihm zu, bewaffneten sich mit Sensen, Heugabeln und Dreschlegeln, um ihm sein

Land zurückgewinnen zu helfen. Und so wie in diesem Dorf geschah es auch in jedem anderen. Aus dem ganzen Reiche strömten dem König Bewaffnete zu, und nicht nur Bauern, sondern auch Ritter, und mit einem stattlichen Heere kam er vor die Hauptstadt und eroberte sie. Wohl meinten alle, der König werde den Kanzler nun enthaupten lassen, aber er sprach: „Solange ich lebe, soll durch meine Schuld kein Blut mehr fließen!“ und der Kanzler wurde nur aus dem Lande verwiesen.

Dann machte der König den getreuen Falkner zum Kanzler und der frühere Kerkermeister wurde aus dem Kerker geholt. Dann ließ der König dessen Frau und Kinder suchen, und als sie gefunden waren, schenkte er ihnen ein Schloß, so daß sie nun sorgenfrei leben konnten. Ebenso entschädigte er jeden andern, dem er einmal in seinem Zähorn Böses angetan, aufs reichlichste. Das Blümlein aber, das ihn geheilt hatte, ließ er in sein Wappen malen und nannte es Ehrenpreis. Im ganzen Lande wurde nun das Blümlein gehegt und gepflegt und so hat es sich verbreitet und wächst nun an Wegen und Stegen, auf Wiesen und Feldern und lächelt jedem Menschen mit seinen lieben, blauen Blütenaugen treu und freundlich zu.



Wie Deli mit dem großen Engel fortgehen wollte.



er Christabend war vorüber und die kleine Deli lag in ihrem Bettchen und betrachtete mit glücklichen Augen die schönen Sachen, die ihr das Christkind gebracht hatte.

Da war eine große Puppe, die eigentlich gar keine Puppe mehr war, sondern eine schöne Braut mit weißem Kleide und Myrtenkranz und Schleier und die auch noch ein Reisekleid hatte, denn sie sollte ja eine Hochzeitsreise machen wie Tante Anna. Und dann war ein großes Bilderbuch da mit vielen schönen und bunten Bildern und hübschen Verslein und lustigen Geschichten und noch manch andere Dinge, der Christbaum nicht zu vergessen, der von Lichtern strahlte und über und über mit Back- und Zuckerwerk behangen war.

Deli war überglücklich und ihr kleines Herzchen pochte so heftig, daß sie lange nicht einschlafen konnte. Und als sie endlich eingeschlafen war, da kam ein Traum und zeigte ihr nochmals, was sie erhalten hatte, und jetzt war

die Puppe lebendig und ging mit ihr zur Eisenbahn, denn sie hatte schon das Reisekleid an und dann dampfte der Zug heran und sie stiegen ein; und nun ging es fort durch Wiesen und Felder und Wälder über Ströme und Berge und an schönen großen Städten vorbei mit vielen, vielen Türmen und herrlichen Palästen und immer weiter und weiter in die weite Welt hinein.

Auf einmal hielt die Eisenbahn mit einem jähen Ruck und Deli erwachte. Da lag sie in ihrem Bettchen und als sie sah, daß alles um sie herum finster war, da schloß sie wieder die Augen und schlief bald wieder ein.

Und wieder kam der Traum. Aber diesmal zeigte er ihr keine Eisenbahn, sondern sie stand auf einer großen Wiese und da war es so still, daß sie sich fast fürchtete und am liebsten davongelaufen wäre. Aber die Füße waren ihr so merkwürdig schwer und wollten sich gar nicht bewegen lassen, und als sie rufen wollte, da versagte ihr die Stimme und sie konnte keinen Laut aus dem Halse bringen. Und während sie noch da stand und zitterte, da wuchs plötzlich aus der Erde heraus eine Gestalt und das war ein großer Engel in weißen Kleidern und mit großen, großen Flügeln und der ging auf Deli zu, faßte sie an der Hand und sagte: „Fürchte Dich nur nicht, mein liebes Kind, ich tue Dir nichts zu leide. Ich habe alle Menschen lieb und vielen, die ganz unglücklich waren, habe ich den Frieden gegeben. Besonders lieb aber habe ich die braven Kinder. Darum komm' mit mir! Ich will Dir einen Christbaum zeigen, der ist noch weit schöner als der Deine,

und Puppen gibt es dort mit leuchtenden Kleidern und goldenen Flügeln und sie sind alle lebendig und sind lauter kleine, liebe Englein. Komm' mit mir!“

Deli wurde es ganz seltsam ums Herz, aber sie sagte: „Ich darf ja nicht fortgehen! Was würden der Großvater und die Großmutter sagen, und der Vater und die Mutter. Die haben zwar heute weit verreisen müssen und sind jetzt nicht zu Hause, aber wenn sie heimkommen und sie würden mich nicht finden, wie würden sie weinen! Nein, nein, ich kann nicht mitgehen! Und dann, ich fürchte mich ja auch; ich bin noch nie weit fortgewesen und würde am Ende nicht mehr heimfinden.“

Da sah sie der Engel lange an und sagte dann leise: „Dann komme ich morgen wieder. Vielleicht gehst Du dann mit mir.“ Und wie er das gesagt hatte, breitete er seine großen Flügel aus und sie waren so groß, daß sie die Sonne verdunkelten und ein großer kalter Schatten sich über die Wiese legte, so daß Deli heftig fröstelte.

Und es fröstelte sie sogar noch, als sie aufwachte. Zuerst verlangte sie nach ihrer Puppe. Aber als sie dieselbe auf dem Arme hielt, da ward sie ihr so schwer und sie hatte auch keine rechte Freude dran. Sie mußte immerfort an den großen Engel denken und an das, was er gesagt und versprochen hatte. Eine merkwürdige Müdigkeit überkam sie und sie schloß wieder die Augen.

Und siehe! Da war er wieder, der große Engel mit den ungeheueren Flügeln, allerdings noch ganz in der Ferne, aber er kam immer näher und näher und nun war er

wieder ganz bei Deli und begann wieder zu sprechen und auf sie einzureden, sie solle doch mit ihm gehen. In seiner Heimat sei es so schön, da gäbe es keinen Winter und keinen garstigen Sturm, da blühen jahraus, jahrein die Bäume und die Blumen und da könne sie immer spielen mit den lebenden Puppen, die ja alle kleine Englein wären.

Aufmerksam horchte Deli auf diese Erzählung, aber wenn sie dem Engel in die Augen blickte, dann lief es wie ein kalter Schauer durch ihren Körper, denn diese Augen waren so tief und dunkel, als schaute man in eine rabenschwarze Nacht hinein. Und da schüttelte sie doch immer wieder das Köpfchen. Da breitete der Engel wieder die Flügel aus und schwebte davon, immer ferner und ferner.

Deli wachte auf und es war ihr, als stünden der Großvater und die Großmutter und die Tante und der Onkel an ihrem Bettchen und dann kam noch ein Mann dazu, der hatte gläserne Augen, aber er war gut und freundlich und faßte ihr Händchen und sprach etwas, aber sie verstand es nicht. Und wie sie sich auch Mühe gab, aufzumerken, ihr Köpfchen wollte es nicht fassen, denn das war so heiß und wirr und die Augen brannten so sehr und was noch das Seltsamste war, sie fühlte sich so leicht, als müßte sie jeden Augenblick emporfliegen, hoch, hoch in die Luft und hinauf zu den weißen Wölklein und zur großen, goldenen Sonne und bis in den Himmel hinein. Aber gleich darauf fühlte sie sich wieder so schwer und sie sank immer

tiefer und tiefer, ganz in die Erde hinein, in die kalte, feuchte Erde und es wurde finster um sie, rabenfinster. Nun aber dämmerte ein bleiches Licht auf und aus diesem Lichte wuchsen zwei große Flügel hervor und der große Engel stand wieder vor ihr und lockte sie wieder mit freundlichen Worten, mit ihm zu gehen. Aber auch jetzt wollte sie noch nicht und der Engel verschwand wieder. Aber es dauerte nicht lange, so war er wieder da und er kam nun öfter und immer öfter, und als er dann wieder einmal kam, da war er schöner als je zuvor. Seine Kleider leuchteten wie frischgefallener Schnee, ein Sternenzweig lag auf seinen dunklen Locken und von seinen Flügeln ging ein Schimmer aus wie Mondlicht. Und als er nun zu sprechen begann, klang es leise und süß wie ferne Musik: „Komm' nur mit, Deli! Sieh' meine Heimat ist eine große, schöne Stadt. Aus weißem Marmor sind die Häuser und auf jedem steht mit goldenen Buchstaben, wem es gehört. Und jedes Kind hat sein eigenes Häuschen, ganz mit den schönsten Spielsachen angefüllt, viel schöner als die Deinen. Und Du weißt es ja noch gar nicht, daß dort schon ein liebes Schwesterlein auf Dich wartet. Das guckt jede Stunde zum Fensterlein hinaus und schaut nach Dir aus. Und wenn Du nicht kommst, dann weint es. Und Du brauchst Dich vor dem Wege gar nicht zu fürchten. Ich will Dich auf meinen Hände tragen, siehst Du so“ — und er schlang seinen linken Arm um Deli — „und auf Dein ängstliches, zuckendes Herzchen leg' ich meine andere Hand und da wird es still und ruhig, siehst Du, so —.“

Eben wollte er seine Hand auf Delis Herzchen legen und sie war schon bereit mit ihm zu gehen, da schaute sie noch einmal um und sah den Großvater, der unsäglich traurig die Arme nach ihr ausstreckte, und neben ihm stand die Großmutter und weinte bitterlich und aus der Ferne kam ein angstvolles Rufen von Vater und Mutter: „Deli! Deli! Geh' nicht fort.“

Und da riß sie sich los aus den Armen des Engels und es wurde tiefe Nacht um sie.

Als sie wieder erwachte, lag sie matt in ihrem Bettchen und an demselben saßen der Großvater und die Großmutter und die hatten so glückliche Augen und auch der fremde Mann mit der Brille, der ihr Händchen in seiner Hand hielt, sah so fröhlich drein und sagte: „Nun ist die Gefahr vorüber. Deli gehört wieder uns.“ Da faltete der Großvater die Hände und sagte mit freudezitternder Stimme andächtig: „Du lieber Gott, ich danke Dir.“

Die Tante aber lief schnell zum Blitzkobold und bat ihn, er möge es den verreisten Eltern sagen, daß Deli nicht mit dem großen Engel fortgegangen sei. Und der Blitzkobold, der sich jedenfalls ein gutes Trinkgeld verdienen wollte, zog seine Siebenmeilenstiefel an und lief, was er konnte. Und da jubelten Vater und Mutter und waren ganz närrisch vor lauter Freude.



Das Natternrönnlein.



s waren einmal zwei arme Kinder, Bruder und Schwester. Die hüteten Tag für Tag draußen auf dem Berge die Ziegen des Dorfes und hatten dabei nichts zu essen als morgens ein Schälchen Milch, mittags ein Stück Brot und die Beeren des Waldes und abends wieder ein Schälchen Milch. Eltern hatten sie keine, denn die waren beide schon gestorben. Aber die Kinder sahen frisch und gesund aus, waren munter, flochten sich aus den Blumen der Wiese Kränze, unterhielten sich mit Käfern und Schmetterlingen und waren überhaupt mit allem, was draußen flog und kroch, gut Freund.

Eines Tages sahen sie eine Elster, die eben mit dem Schnabel ein rotgraues Feldmäuschen gepackt hatte und es forttragen wollte. Das Mäuslein piepste ganz erbärmlich und zappelte und da nahm Rudl, der Knabe, seine Kappe und warf sie nach der Elster, während das Mareili, seine Schwester, zu gleicher Zeit in die Hände klatschte und „Gsch! gsch!“ machte.

Darüber erschrak die Elster so, daß sie das Mäuslein fallen ließ und eilends entfloß. Das rotgraue Mäuslein war aber von dem Schreck noch so schwach, daß es Mareili auf die Hand nehmen und streicheln konnte. „Na, na, sei nur ruhig, Mauslerl,“ sagte das Kind, „wir tun dir nichts und die böse Elster darf auch nicht mehr kommen. Mußt halt auch ein bißchen vorsichtig sein und dich nicht aus dem Loch herauswagen, wenn so ein böser Vogel in der Nähe ist.“

„Ach ja“, piepste das Mäuslein, „freilich war ich unvorsichtig. Schrecklich, wenn mir was geschehen wäre. Was wäre denn aus meinen sieben kleinen Mausleindchen geworden! Habt Dank, liebe Kinder, daß ihr mich gerettet habt. Vielleicht kann ich euch auch einmal helfen. Wenn ihr was braucht, dürft ihr nur rufen: „Schwuppdiwupperl!“ und gleich bin ich da.“

Da antwortete Rudl: „Nun, ist auch recht. Weiß zwar nicht, wie du uns helfen könntest und wir verlangen doch auch gar nichts. Aber gute Freundschaft wollen wir halten, gelt?“

Da reichte die Maus jedem der Kinder ihr Pfötchen und dann war es im Nu verschwunden.

Ein paar Tage darauf lagen die Kinder im Grase und sahen den kribbelnden Ameisen zu, als auf einmal eine schneeweiße Natter dahergeschlängelt kam. Vor den Kindern hielt sie stille, hob das Köpfchen und seufzte. Rudl, der an der weißen Farbe sogleich erkannt hatte, daß es die Schlangenkönigin sei, fragte: „Nun, was habt ihr

denn, Frau Königin, daß ihr so betrübt seid, und wo habt ihr denn euer schönes goldenes Krönlein mit dem Karfunkelstein?“

Die Schlangenkönigin seufzte wieder und antwortete:

„Ja, meine Krone! Das ist es ja, was mich so traurig macht. Unlängst in der Nacht, als ich beim Holdenstein lag und schlief, da kam einer der bösen Zwerge aus dem Steine hervor und der hat mir das Krönlein gestohlen. Und wenn ich es bis zur nächsten Vollmondnacht nicht wieder habe, dann werden die anderen Schlangen über mich herfallen und mich töten. Ach!“ Und die Schlangenkönigin seufzte neuerdings ganz erbärmlich.

Rudl kraute sich hinter dem Ohr und meinte: „Ja, das ist freilich eine böse Geschichte und wir möchten Dir gern helfen. Die bösen Zwerge kennen wir gar gut. Die haben auch uns schon manchen Schabernack gespielt und uns die Ziegen erschreckt, daß sie über die Felsen hinuntersprangen und sich die Beine verstauchten. Aber erwischen kann man keinen dieser Kerle und dann ist es auch nicht ratsam, mit ihnen was anzufangen, denn sie sind gewaltig stark und können noch dazu zaubern.“

„Ach ja, das weiß ich,“ sagte die Schlangenkönigin, „aber Ihr könntet mir doch helfen.“

„So?“ fragte Rudl neugierig, „wie denn? Sag's nur, wemns geht, wir sind gleich dabei.“

Da sprach die Schlangenkönigin: „Also merkt auf: Übermorgen ist Sonnwendnacht. Da öffnet sich der Berg, in dem die Zwerge wohnen, und ein unschuldiges Kind

kann ohne Gefahr hineingehen. Die Zwerge schlafen alle und der Zwergenkönig trägt mein Krönlein auf dem Kopf. Da müßt nun eines von Euch hingehen und ihm die Krone wegnehmen. Auf dem Rückwege könntet Ihr Euch die Taschen mit Gold und Edelsteinen füllen, aber Ihr dürft Euch beileibe nicht mehr umsehen, sonst geht der Stein augenblicklich zu und Ihr könnt nicht mehr heraus.“

„Nun, wenns weiter nichts ist,“ meinte Rudl, „da bin ich gleich dabei. Und umsehen werde ich mich gewiß nicht.“

Aber da rief das Mareili: „Nein, nein, ich gehe hinein. Wenn Dir was geschehen würde, ich würde mich zu Tode weinen.“

„Ah, ich bin ein Mann, ich weiß mir zu helfen!“ sagte Rudl stolz.

„Aber die Zwerge würden Dich zerreißen. Einem Mädchen tun sie aber nichts.“

Noch eine Weile stritten die Kinder hin und her, wer das Ratternkrönlein holen sollte, dann aber trug doch das Mareili den Sieg davon.

In der Sonnwendnacht gingen die Kinder zum Holdenstein und fanden wirklich alles so, wie die Schlangenkönigin gesagt hatte. Der Berg stand offen, man sah Gold und Edelsteine leuchten und drinnen in einer großen Halle schliefen die Zwerge und der Zwergenkönig auf dem diamantenen Throne hatte das Ratternkrönlein auf dem Kopf. Da ging Mareili hinein, nahm ihm die Krone vom Haupt und auf dem Rückweg füllte es seine Taschen mit Gold und Edelsteinen. Aber auf einmal hörte sie hinter sich



seufzen, so recht jämmerlich, sie sah sich um und im selben Augenblick schloß sich der Berg mit lautem Krach. Rudl hörte noch den Angstschrei seines Schwesterchens und dann das hoshafte Lachen der Zwerge und nun stand er allein in der Nacht und ganz außer sich vor Schrecken. Dann aber begann er zu jammern und an dem Stein zu rütteln, aber es war alles umsonst. Da ging er traurig fort. Unterwegs kam die Schlangenkönigin zu ihm, die sich ihr Krönlein holen wollte. Rudl erzählte ihr, was geschehen sei, und da half sie ihm jammern, aber Rat wußte sie keinen.

Rudl aber ging nun jede Nacht wieder zum Holdenstein, denn er glaubte, er müsse sich doch wieder öffnen. Aber es geschah nicht.

Als er wieder einmal so traurig darsaß, fiel ihm die Maus ein. Vielleicht wußte sie Rat. Und er' rief: „Schwuppdiwupperl!“

Augenblicklich war das Mäuslein da und Rudl klagte ihm sein Leid.

„Helfen werde ich wohl nicht können,“ piepste das Mäuslein, „aber nachsehen kann ich, wie es dem Mareili geht. Ich weiß ein Loch, durch das kann man in den Berg hinein.“

Und damit war es auch schon verschwunden. Nach einer halben Stunde kam es wieder hervor und sagte: „Dein Schwesterlein sitzt im Berge und weint, denn der Zwergenkönig will es zu seiner Frau machen und sie will nicht. Ich habe mit dem Mareili geredet. Es sagt, es könne nur dann erlöst werden, wenn es die Wunderblume bekommt, die

drüben im großen Geisterwald blüht. Aber sie ist so versteckt, daß sie kein Mensch findet.“

Da weinte Rudl aufs neue ganz herzbrechend und jammerte: „Ach, ich kann ja nicht suchen gehen, ich darf ja meine Ziegen nicht verlassen. O, warum bin ich nicht selbst in den Berg gegangen, ich hätte mich gewiß nicht umgesehen!“

Und die Maus saß neben ihm und wischte sich ebenfalls jeden Augenblick mit ihrem Pfötlein die Tränen aus den Augen. Endlich aber kam ihr ein guter Gedanke: „Weißt Du, was? Ich will die Schlangenkönigin suchen. Vielleicht weiß sie die Blume.“

„Ach ja, tue das!“ bat Rudl und die Maus eilte fort. Wieder vergingen drei Tage und der Mond war fast voll, da kam die Maus mit der Schlangenkönigin daher und die trug in ihrem Mäulchen eine schöne, weiße Blume mit einem goldenen Stern in der Mitte.

Rudl klatschte fröhlich in die Hände, wurde aber gleich wieder ernst und sagte: „Ja, die Wunderblume hätten wir; aber wer bringt sie nun dem Mareili?“

„Das werde schon ich machen!“ piepste die Maus. „Lass' mich nur ein wenig ausrasten. Ich bin von dem vielen Suchen und dem weiten Wege ganz müde und furchtbar hungrig.“

Da holte Rudl ein Stückchen Brot aus der Tasche, zerbröselte es und gab der Maus ein Bröselchen nach dem anderen, bis sie sich gesättigt hatte.

„So, jetzt bin ich wieder bei Kräften,“ sagte sie, „und jetzt will ich auch gleich in den Berg hinein.“

Sie faßte die Wunderblume zwischen ihre kleinen spitzen Zähnen und schlüpfte durch das Loch in den Berg hinein.

Mit angehaltenem Atem wartete Rudl, was nun geschehen werde. Und siehe da! Auf einmal krachte der Berg und tat sich weit auseinander und Rudl sah wieder in die große, schimmernde Halle hinein und in der standen die Zwerge, aber sie konnten sich nicht rühren, denn das Licht das von der Wunderblume ausging, hatte sie so verzaubert, daß sie wie Stein stehen mußten. Und da ging Mareili auf den Zwergenkönig zu, nahm ihm das Matternkrönlein vom Haupte und schritt damit dem Ausgange zu, wobei es sich wieder alle Taschen mit Gold und Edelsteinen füllte. Wieder seufzte es hinter ihr bange auf, aber sie sah sich nicht mehr um, sondern ging ruhig weiter, und als es endlich ins Freie trat, tat es wieder einen gewaltigen Krach und der Berg schloß sich.

Mit vielem Danke nahm die Schlangenkönigin ihr Krönlein in Empfang und dann sagte sie: „Die Wunderblume schenk' ich Euch. Solange Ihr sie bei Euch habt, werdet Ihr nie krank werden und niemand kann Euch was Böses anhaben.“

Da sprangen die Kinder jubelnd davon und waren nun so reich, daß sie nicht mehr Ziegen zu hüten brauchten, sondern sich ein schönes Haus bauen konnten. Dann nahmen sie die Maus zu sich, ernannten sie zu ihrer Haus- und

Hofmaus und ließen ihr ein kleines Türlein zur Speisekammer machen. So lebten die Drei glücklich und zufrieden mit einander fort und wenn sie nicht gestern gestorben sind, essen sie heute Kirchenkuchen.



Das Märchen vom Blitzkobold.



Es war einmal ein Mann. Der war gern allein und deshalb baute er sich entfernt von der Stadt auf einer großen Wiese, über welche die Landstraße führte, ein Haus und da drinnen lebte er mit den Seinen froh und friedlich. Er bebaute ringsum um das Haus die Felder, ging Sonntags mit den Seinen zur Kirche und tat niemand etwas zuleid. Ja, er war sogar ein sehr gutherziger Mann. Wenn zur heißen Sommerszeit, wo die Sonne mit drückender Glut auf die Erde herabschien, auf der staubbedeckten Landstraße ein Wanderer daherkam und vor Durst lechzend ihn um einen Trunk Wasser bat, so gab er ihm gern süße, kühle Milch und lud ihn ein, sich im Schatten des Hauses auszurasen. Ebenso klopfte im Winter kein frierender Wanderer an die Pforte, den er nicht zur Rast am warmen Ofen und zu einer Tasse heißer Suppe eingeladen hätte. Und wie den Menschen, so tat er auch den Tieren manches Gute. Dem Storch legte er ein altes Wagenrad auf den First des Hauses, damit er darauf sein Nest bauen könne, den

Schwalben befestigte er zu demselben Zweck Brettchen unter dem Gesimse, das über den Fenstern dahinlief, den Staren baute er hübsche Nistkästchen, und kam der Winter, so stellte er vor dem Hause Futterhäuschen auf, in denen stets allerlei für die Vögel zu finden war, die hungrig herbeigeflattert kamen.

Aber, wie es schon geht: ein Mensch kann noch so gut, tüchtig und brav sein, irgendwo hat er doch einen Feind, der an nichts anderes denkt, als dem andern zu schaden.

Einen solchen Feind hatte der Mann in dem einsamen Hause an dem Blitzkobold. Das war ein winziges Kerlchen, so klein, daß er leicht in einer Nußschale hätte Platz finden können, aber stark wie der stärkste Riese. Er hielt sich immer in den Wolken auf; doch nicht in den kleinen, runden, weißen Wölkchen, die wie eine Herde Schäfchen friedlich über den Himmel ziehen, auch nicht in den langgestreckten Wolken, die morgens und abends so schön purpurn und goldig glänzen, sondern in den großen, schwarzen Gewitterwolken, die an heißen Sommertagen hinter den Bergen heraufsteigen und allmählich den ganzen Himmel umziehen. Je schwärzer die Wolken waren, desto besser gefielen sie ihm. Da sprang er mit einer Fackel, die er immer in der Hand trug, von einem Wolkenballen zum andern, sprang auch zur Erde hernieder und war doch flugs wieder droben in den Wolken, so daß man nie wußte, wo er eigentlich sei.

Der größte Ärger dieses Kobolds war, daß er so klein war und deshalb hatte er auch gegen alles Große und Hohe

eine unbeschreibliche Wut. Am meisten haßte er die Türme und die hohen Bäume. Ersteren konnte er freilich nichts anhaben, denn sie waren zu stark gebaut; auf letztere aber sprang er oft aus den Wolken herab und schlug seine Fackel mit solcher Kraft in sie hinein, daß ihre Splitter nach allen Richtungen davonflogen und oft von den größten Bäumen nichts übrig blieb als ein verkohlter Stumpf. Auch manchem Fabrikschlot hatte er schon in seinem Zorn ein Stück weggeschlagen, und wenn er recht böse war, dann waren ihm sogar die Häuser zuwider und er schlug mit seiner Fackel in ihre Dächer, daß diese in hellem Brande aufloderten. Kurzum: Der Blitzkobold war ein miserables Kerlchen, mit dem nicht gut Kirshenessen war.

Als nun der Mann auf der großen Wiese, wo bisher nur die kleinen Blumen blühten, sein Haus gebaut hatte, da bekam der Kobold sogleich wieder eine schreckliche Wut und er nahm sich vor, dem Mann einen ordentlichen Streich zu spielen, und er dachte in einemfort nach, was er denn tun könnte.

So saß er eines Tages in einer schwarzen Wolke auf dem Gipfel eines hohen Berges. Da sah er, wie der Mann mit seiner Frau, seinen Kindern und seinen Dienstleuten das Korn abmähte, zu Garben band und diese in langen Reihen auf dem Felde aufstellte.

Flugs hatte er auch schon seinen Plan fertig. Er setzte die schwarze Wolke in Bewegung gegen das Feld hin und als sie über demselben stand, sprang er mit Gepolter auf die erste Garbe hernieder, zündete sie an, sprang dann auf

die zweite hinüber und steckte auch diese in Brand und so weiter die ganze Garbenreihe, daß sie zu grauer Asche verbrannte. Mit Schadenfreude sah er dann von Ferne zu, wie der Mann und seine Frau aus dem Hause kamen und die Hände rangen und jammerten, daß nun alle ihre Mühe umsonst gewesen sei, daß sie nun Korn zu Mehl, um daraus Brot backen zu können, kaufen müßten.

Der boshafte Kobold dachte, der Mann werde nun sein Haus verlassen und fortziehen in ein fremdes Land oder er werde am Ende gar verhungern.

Darin täuschte er sich aber ganz gewaltig; denn als er nächstes Jahr wieder in die Gegend kam, da sah er den Mann mit den Seinen gerade so wie im Vorjahre wieder auf dem Felde das Korn schneiden. Darüber ärgerte sich der Bösewicht nun ganz furchtbar und er dachte nach, was er denn jetzt dem Manne antun könnte. Da er aber kein besonders kluger Bursche war, fiel ihm in diesem Jahre gar nichts ein und er mußte seine Rache auf das nächste Jahr verschieben.

Dieses kam heran und mit ihm der Sommer. Ein sehr heißer Tag ging zu Ende und der Blitzkobold schiffte auf einer großen schwarzen Wolke gegen seine Gewohnheit ganz langsam über den Himmel, denn die Hitze hatte ihn selbst müde gemacht. Schläfrig blinzelte er auf die Erde hinab, als er plötzlich das einsame Haus an der Landstraße bemerkte, dessen Bewohner in einiger Entfernung auf dem Felde arbeiteten. Augenblicklich fiel ihm ein,

daß er diesen Leuten etwas antun müsse, und merkwürdig, diesmal fiel ihm auch gleich etwas ein.

Er rief seinen Freund, den Sturmwind, herbei, der mußte die Wolke auf seine großen Flügel nehmen und so fuhren sie mit Pfeifen und Brausen dahin und der Kobold schwang dazu in hellem Übermuth seine Fackel.

Jetzt stand die Wolke gerade über dem Hause. Da gab ihr der Kobold einen Fußtritt, daß sie krachend auseinander sprang und durch das Loch fuhr er mit seiner Fackel hinunter auf den Giebel des Schindeldaches, lief den Dachfirst entlang und zündete so das Haus seiner ganzen Länge und Breite nach an.

Das war nun ein Jammer! Mit wildem Geschrei stürzten die Leute aus dem brennenden Hause; dann aber erinnerten sie sich doch, daß noch allerlei zu retten sei. Sie ließen das Vieh aus den Ställen, das laut brüllend das Weite suchte, sie räumten Betten und Einrichtung ins Freie, aber das Feuer konnten sie nicht dämpfen. Wohl kam auch die Feuerwehr aus der Stadt herbei, aber sie fand nur mehr rauchende Trümmer.

Diesmal glaubte der Blitzkobold ganz bestimmt, daß er nun sein Ziel erreicht habe und daß der Mann auswandern werde. Er sah sich deshalb auch gar nicht mehr um und suchte sich eine andere Gegend für seine bösen Streiche.

Um so größer war daher sein Zorn, als er im nächsten Jahre an Stelle des Trümmerhaufens ein neues und viel schöneres Haus fand. Es war ganz aus Steinen und Ziegeln gebaut und hatte ein schönes Ziegeldach, das mit



seiner roten Farbe frisch in das Land hinaus leuchtete. Und was den Kobold am meisten ärgerte: auf dem Dache standen hohe, spitze Stangen aus Eisen, die er schon gar nicht leiden konnte, und von den Stangen liefen eiserne Drähte in die Erde hinunter.

Eine solche Reckheit war dem Blitzkobold noch nicht vorgekommen. Aber er wollte es diesen Leuten schon zeigen! Flugs sammelte er die größten schwarzen Wolken um sich und auf diesen stürmte er auf das Haus los. Diesmal wollte er es in tausend Trümmer schlagen. Kaum war er bei dem Hause angelangt, so sprang er mit aller Wut auf eine der eisernen Stangen herab. Aber die Stange war glatt und statt sie zersplittern zu können, glitt der Kobold an derselben ab, konnte sich nicht mehr erhalten und sauste an dem Draht hinab und tief in die Erde hinein, so daß er nicht mehr herauskam.

Da kam der Mann mit seinen Kindern aus dem Hause und wie sie gerade über dem Kobold standen, sagte er vergnügt: „Diesmal hat sich der böse, dumme Kobold ordentlich angeschmiert. Jetzt muß er in der Erde bleiben und wir können ihn nun auslachen.“

Da klatschten die Kinder in die Hände und lachten, und als der Kobold dies hörte, da ärgerte er sich so, daß er vor lauter Wut zersprang.



Im Schutz der Toten.



Am Saume einer großen Heide lag ein Dorf. Seine Häuser standen alle noch in der Ebene, nur der Friedhof lag auf einem Hügel und ihn umschloß eine alte dicke Mauer, die ganz von Efeu und Wildrosen überwuchert war, so daß von den mit Inschriften bedeckten Marmorplatten, welche in die Mauer eingefügt waren, nichts zu sehen war. Auch das kleine Häuschen des Totengräbers, das in einen Winkel der Mauer gebaut war, war ganz von dem üppigen Geschlinge überzogen und sah mit den Gelbweigelstöcken und Lenkosen, die in irdenen Töpfen in den Fenstern standen, recht lieblich aus.

In dem Häuschen wohnte der alte Totengräber mit seiner Enkelin, die wohl noch halb Kind war, aber trotzdem die kleine Wirtschaft in guter Ordnung hielt. Gespielen hatte das Mädchen keine, denn tagsüber hatte es beständig Arbeit, so daß keine Zeit zum Spielen blieb, und abends getraute sich keines der Dorfkinder mehr zum Friedhofs hinauf, da es ihnen in der Nähe der Toten zu unheimlich war. So war das Mädchen allein und unterhielt sich auf seine Art, indem es aus den wilden Blumen,

welche den ganzen Friedhof bedeckten, Kränze flocht und sie dann an die Steine und Kreuze hing, oder auf die Gräber niederlegte. Das Mädchen hatte eben die Toten sehr lieb. Es wußte von dem Großvater, wer in den einzelnen Gräbern schlief, wie der Tote hieß, wie es ihm im Leben gegangen und es fühlte Mitleid, daß die stillen Schläfer nun so vergessen ruhen sollten. Deshalb schmückte es auch die Grabsteine und Kreuze und die Hügel, denn es glaubte, die Toten müßten das sehen oder fühlen und sich darüber freuen. Und als das Mädchen nun kräftiger und größer wurde, da begnügte es sich nicht mehr mit dem Kränzewinden, sondern es ging daran, Grab um Grab vom Unkraute zu reinigen, die Erde aufzulockern und schöne Blumen einzusetzen, so daß der Friedhof, der früher düster und verwildert aussah, allmählich ein wunderhübsches Aussehen bekam, so etwa wie ein Ziergärtlein.

Nun hatte das Mädchen nur mehr ein Grab instand zu setzen. Das lag an der Mauer und der Efeu hatte die Grabplatte ganz verdeckt und Nesseln und anderes Unkraut standen halb mannhoch auf dem Hügel. Das war nun für das Mädchen eine schwere Arbeit. Zuerst schnitt es den Efeu, daß die Grabplatte wieder zu sehen war, dann zog es auf derselben die Linien der Schrift mit Goldfarbe aus, so daß man nun wieder deutlich lesen konnte: „Hier ruht die Wohledelgeborene Frau Gräfin Gertraude von Wurmberg“ und auch das schöne Berslein, das unter dem Namen stand, und dann ging es daran, das Unkraut abzumähen, den Boden umzugraben und den

Hügel mit Monatsröslein zu bepflanzen. Es war gerade ein Samstagabend und die Sterne zogen eben am Himmel auf, als das Mädchen mit seiner Arbeit fertig wurde. Mit Wohlgefallen überblickte es nochmals sein Werk und wollte sich eben entfernen, als auf einmal eine weißgekleidete Frau vor ihm stand, dem Mädchen freundlich zunickte und dann mit leiser Stimme sprach:

„Fürchte Dich nicht, gutes Mädchen! Wisse, ich bin die Gräfin Wurmberg, deren Grab Du soeben so schön geschmückt hast und ich möchte Dir für das, was Du an uns Toten tust, im Namen aller etwas Liebes erweisen. Sprich einen Wunsch aus und er soll erfüllt werden.“

Da antwortete das Mädchen: „Liebe und wohlledergeborene Frau Gräfin! Was ich getan habe, das habe ich aus Liebe zu den Toten getan und dafür verlange ich keinen Dank. Möchten die Blumen nur immer so schön blühen und möchte ihnen kein Frost schaden, dann wäre mein einziger Wunsch erfüllt.“

Auf diese Worte lächelte die Gräfin freundlich und sie sprach: „Du bist ein gutes und bescheidenes Mädchen. Dein Wunsch soll Dir erfüllt werden. Aber damit auch Du nicht leer ausgehst, so nimm diesen Ring von meinem Finger. Solltest Du meiner einmal bedürfen, so wirf ihn auf ein Grab und rufe meinen Namen. Brauchst Du ihn aber nicht, so trage ihn als Andenken, er wird Dir gewiß Segen bringen.“

Nach diesen Worten war die Gräfin ebenso plötzlich verschwunden, wie sie erschienen war, und hätte das Mäd-

chen nicht den Ring in der Hand gehabt, es hätte glauben müssen, alles sei nur ein Traum gewesen.

Einige Jahre waren seither vergangen und das Mädchen war zur schönen Jungfrau herangewachsen. Aber ebenso wie früher pflegte es noch immer die Gräber, und die Blumen blühten dort so schön wie nirgend anderswo. Der Friedhof glich dem schönsten Garten, so daß sich die Leute gar nicht mehr so vor dem Sterben fürchteten und daran dachten, wie so gut es sich unter den vielen Blumen ruhen müsse.

Auf einmal kam Krieg ins Land und als das Mädchen eines Morgens über die Friedhofsmauer auf die Landstraße hinunter sah, da waren alle Wege voll von flüchtenden Menschen, die den Wäldern des Gebirges zueilten, um sich dort vor den Feinden zu verbergen.

Auch der greise Totengräber bekam Angst und sprach von Flucht, als aber seine Enkelin sagte, sie fürchte sich nicht und wolle nach wie vor ihre Blumen pflegen, da gewann auch er wieder Mut und sie blieben ruhig in ihrem Häuschen im stillen Friedhofe.

Und wieder eines Morgens da zog es von Osten und Westen über die Heide her in dichten, wimmelnden Massen; es waren die beiden Heere. Mitten auf der Heide stießen sie zusammen und die Schlacht begann. Die Kanonen donnerten, der Pulverdampf wogte in dicken grauen Wolken über die Heide, man hörte die Schwerter klirren und die Rosse stampfen und es war ein Getümmel und Geklöse, als sollte die Welt zugrunde gehen. Schon sank die

Sonne und noch immer brüllte die Schlacht und immer näher zog sie sich an den Friedhofshügel heran. Furchtlos stand das Mädchen an der Mauer und schaute hinab, bis es endlich nichts mehr sehen konnte, da die Nacht angebrochen war. Nur ein wildes Geschrei hörte es noch; der Feind hatte gesiegt.

Da sank das Mädchen in die Knie und betete ein heißes Gebet für den armen jungen König, der nun gewiß gefallen war, und als es das Gebet vollendet hatte, erhob es sich und ging zum Friedhofstor, um es abzusperrern.

Wie es aber gerade beim Tor angelangt war, da sprengte ein Reiter heran, sein Pferd brach zusammen und warf ihn blutüberströmt in den Sand.

Sogleich eilte das Mädchen auf ihn zu, bittete sein Haupt in den Schoß und fragte mitleidig: „Herr, kann ich Euch helfen?“

Der junge Krieger schlug dankbar seine Augen auf und flüsterte: „Verbirg mich, rette mich! Die Feinde sind mir auf den Fersen!“ Und wirklich hörte das Mädchen schon Geschrei und Rossgestampf einer großen Feindeschar, die zum Friedhofe heraussprengte.

Das Mädchen blickte eine Weile ratlos um sich, dann fiel ihm der Ring der Gräfin ein. Schnell streifte es ihn vom Finger, warf ihn auf das nächste Grab und rief: „Frau Gräfin, ich rufe Euch! Kommt und helft!“

Raum war das Wort gesprochen, da taten sich die Gräber auf und in weißen Mänteln, Schwerter in den Händen, standen die Toten auf, und als die Feinde oben zum Tor

herein wollten, da stand vor ihnen drohend das Heer der Toten und streckte ihnen stumm die Schwerter entgegen.

Entsetzt starrten die Feinde auf die Toten, ihre Rosse bäumten sich und wandten sich zu wilder Flucht.

Der junge König, denn niemand anderer war der junge Krieger, war gerettet.

Er blieb in dem Häuschen, bis seine Wunden geheilt waren, dann sammelte er ein Heer und vertrieb die Feinde. Und als dies geschehen war, holte er mit aller Pracht das Mädchen ab und sie ward Frau Königin.



Die drei Wünsche.



s war einmal ein armer Tagelöhner. Der hatte keine Arbeit und litt deshalb mit seiner Frau und seinen fünf Kindern bittere Not, sodaß er schon ganz verzweifelt war. Da träumte ihm in der Nacht, daß im Boden der Wiese vor seinem kleinen Häuschen ein großer Schatz vergraben liege. Als der Tagelöhner am nächsten Morgen erwachte, dachte er an den Traum, aber er meinte: Träume sind Schäume und haben gewiß nichts zu bedeuten. Traurig setzte er sich auf die Bank vor dem Häuschen und sah auf die Wiese hin. Wie sollte da ein Schatz hineingekommen sein! „Das ist ja ganz unmöglich“, murmelte er vor sich hin, „der Traum hat mir nur etwas vorgegaukelt, damit ich mein Glend noch schwerer empfinden soll.“

Wie der arme Mann aber so über die Wiese hinsah, bemerkte er, wie unweit ein Maulwurf eben seinen Hügel aufwarf. Ein Klümpchen Erde nach dem anderen flog empor und auf einmal war es dem Tagelöhner, als hätte er etwas blißen gesehen. Er ging auf den Maulwurfs-

haufen zu und fand einen großen Siegelring, der bis auf eine kleine blanke Stelle ganz mit einer Erdkruste überzogen war. Sofort begann der Tagelöhner an dem Ringe zu reiben und zu putzen und da zeigte es sich, daß er ganz von Gold war und vorne einen schönen grasgrünen Edelstein enthielt. Auf der Innenseite aber standen allerlei sonderbare Zeichen, die der Tagelöhner nicht lesen konnte. Er erkannte aber, daß der Ring immerhin einen hübschen Wert haben müsse und beschloß, denselben in die Stadt zu tragen, wo er einen Mann wußte, der solche Dinge gerne kaufte.

Dieser Mann war aber ein großer Geizhals und obendrein noch ein Wucherer, der schon viele Leute, die sich in ihrer Not Geld von ihm geliehen hatten, um Hab und Gut gebracht hatte. Außerdem verstand er sich auch auf das Lesen geheimer Zeichen und als er nun den Ring in die Hand bekam, sah er sofort, daß es ein Zauberring sei, mit dem man sich ungeheuere Reichtümer erwerben könne.

„Was soll der Ring kosten?“ fragte er den Tagelöhner.

Dieser erkannte aus der Begierde, mit welcher der Geizhals den Ring betrachtete, daß dieser von großem Werte sein müsse und verlangte kühn fünftausend Gulden.

„Mir scheint, Du bist verrückt“, lachte der Geizhals höhnisch, „Hundert Gulden gebe ich Dir, mehr ist der Ring nicht wert.“

Aber der Tagelöhner hatte den Mann durchschaut und meinte deshalb gleichgültig: „Nun, wenn Ihr mir nicht das geben wollt, was ich verlange, dann gebt den Ring

nur wieder her, denn billiger als um fünftausend Gulden verkaufe ich ihn nicht.“

Damit griff er nach seinem Ring.

Nun verlegte sich der Geizhals aufs Handeln; aber der Tagelöhner ließ auch nicht einen Heller nach und so mußte jener schließlich doch fünftausend blanke Gulden auf den Tisch zählen und der Tagelöhner zog zufrieden von dannen, denn nun war alle Not zu Ende.

Raum war er aber zur Tür draußen, da begann der Geizhals vor Freude zu hüpfen und zu springen wie ein junges Böcklein, dann rief er seine Frau herbei, zeigte ihr den Ring und jubelte: „Da schau her, was ich gekauft habe! Einen Zauberring! Drei Dinge kann ich wünschen und sie gehen sofort in Erfüllung. O, der dumme Tagelöhner, wenn der das gewußt hätte!“

Die Frau beguckte den Ring und sagte dann: „Versuch' es aber doch, ob es wirklich ein Wunschring ist!“

Der Geizhals war sofort dabei und sagte: „Gut, probieren wir's. Ich möchte also jetzt einen großen Sack voll Dukaten.“

Raum hatte er das Wort gesprochen, da stand auch schon ein großer Sack vor ihm, und als er ihn öffnete, blinkten ihm lauter blanke Goldstücke entgegen.

„Die muß ich zählen!“ sagte er und begann ein Goldstück nach dem anderen auf den Tisch zu legen. Nach zwei Stunden war er damit fertig und sagte freudestrahlend zu seiner Frau: „Zwanzigtausend Dukaten sind es.“

„Da muß ich auch zählen“, erwiderte die Frau und begann die Dukaten wieder in den Sack zurückzuzählen. Sie brachte aber nur achtzehntausend heraus.

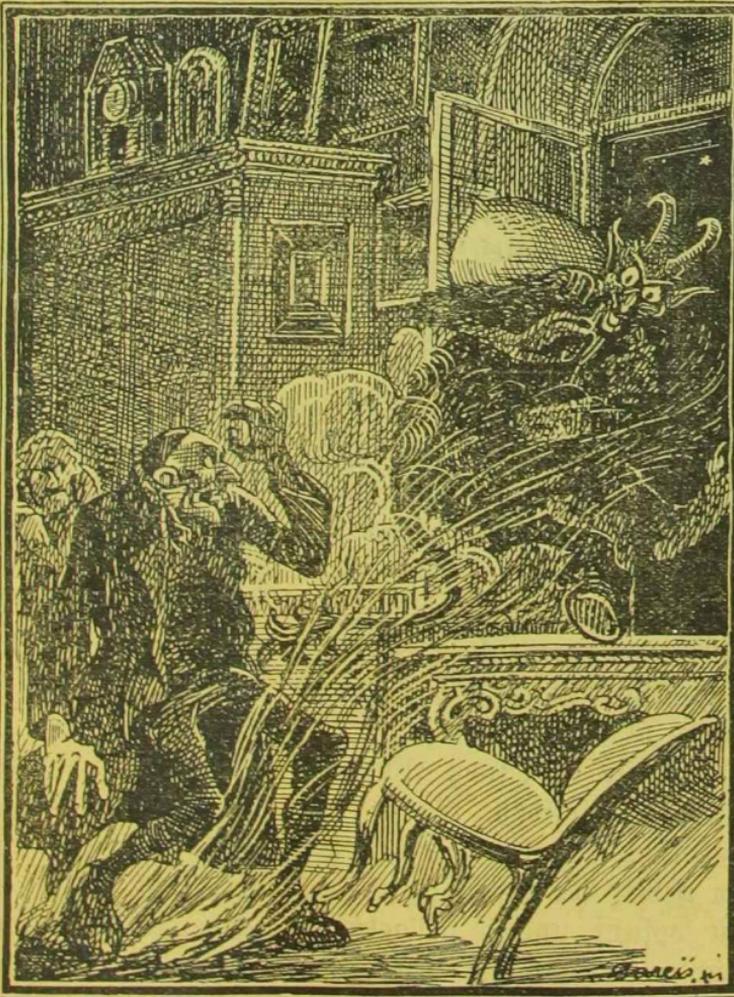
Als sie das ihrem Mann sagte, wollte er es nicht glauben und fing wieder zu zählen an. Aber diesmal brachte er selbst gar nur sechzehntausend zusammen und er zählte wieder. Nun brachte er wieder eine andere Zahl heraus und so zählte er nun immer wieder bis tief in die Nacht hinein und jedesmal erhielt er eine andere Summe. Darüber wurde er schließlich so müde, daß er zornig ausrief: „Ah, hol's der Teufel, ich mag nicht mehr!“

Er hatte aber noch nicht ausgesprochen, da brauste ein Sturm ums Haus, das Fenster flog auf und durch dasselbe fuhr der Teufel herein und gerade auf den Sack mit den Dukaten los, packte ihn, lud ihn auf die Schulter und fuhr damit höhnisch meckernd und gewaltigen Gestank hinterlassend wieder zum Fenster hinaus.

Da stand der Geizhals nun wie ein begossener Pudel, leichenblaß und mit schlotternden Knien, und glockte durch das Fenster in die schwarze Nacht hinaus. Dann aber begann er zu heulen und zu toben, raufte sich die Haare und fuhr auf seine Frau los wie ein bissiger Hund.

„Nur Du bist schuld“, schrie er, „hättest Du nicht mit dem Nachzählen angefangen, so hätten wir jetzt den Sack noch. O, Du, prügeln werde ich Dich!“

Damit faßte er nach einem Stoß; aber seine Frau erwischte denselben früher, setzte sich zur Wehr und schrie ihm entgegen: „Kann ich dafür, daß Du nicht einmal



zählen kannst? Komm nur heran, dann werde ich Dir fünfundzwanzig herunterziehen und daß ich mich dabei nicht ver zählen werde, darauf kannst Du Dich verlassen.“

So stritten sich die beiden noch eine gute Weile und beschimpften sich und dann begann die Frau wieder zu jammern: „Jammerschade, jammerschade um die zwei Wünsche! O, ich kann mich gar nicht trösten! Wie Du nur so dumm sein konntest!“

„Ach“, jammerte nun auch der Geizhals wieder, „ich wollte von den beiden Wünschen nichts sagen, wenn ich nur den Sack wieder hätte!“

Raum hatte er dieses Wort gesprochen, da begann es wieder um das Haus zu brausen, wieder flog das Fenster auf und der Teufel kam herein mit dem großen Sack.

„Da hast Du Deinen Sack“, meckerte er dem Geizhals höhnisch zu und warf ihm den Sack vor die Füße. Wie ein Geier stürzte der Geizhals auf den Sack zu, sank aber ächzend zu Boden, als er sah, daß er leer war. Er hatte sich nämlich nur den Sack zurückgewünscht und von den Dukaten nichts gesagt.

Nun hatte er keinen Wunsch mehr übrig und für die fünftausend Gulden, die er dem Tagelöhner ausgezahlt hatte, nichts erhalten als einen leeren Sack.

Da geriet der Geizhals in solche Wut, daß er auf seine Frau losfuhr, und sie prügelten sich gegenseitig so, daß sie endlich voll Beulen und ganz erschöpft ächzend und stöhnend auf ihre Betten hinfielen.

—————

Das Märchen vom Marienkäferlein.



vor vielen hundert Jahren, als der liebe Gott noch dann und wann auf Erden spazieren ging, lebte ein kleiner schwarzer Käfer. In einem dichten Grasbüschel auf einer großen Wiese hatte er seine Wohnung und da ringsum auch allerhand Blumen standen, welche einen süßen Saft in sich hatten, den er gern trank, so ging es ihm eigentlich gar nicht schlecht und ein Käfer von Bescheidenheit hätte ganz zufrieden sein können.

Der kleine schwarze Käfer war aber nicht bescheiden und nicht zufrieden, sondern brummte beständig vor sich hin, was soviel heißen sollte, als daß auf der Welt durchaus nicht alles so sei, wie es sich ein Käfer wünschen müsse.

Da geschah es, daß eines Tages der liebe Gott über die Wiese ging und das Brummen hörte. Er ging auf den Ton zu und fand den kleinen schwarzen Käfer.

„Warum brummst du immer?“ fragte der liebe Gott.

„Ist etwas nicht nach deinem Wunsche, so sage es mir, und wenn es zu deinem Besten ist, so will ich dir gerne helfen.“

Da kroch der Käfer den längsten Grashalm hinauf, setzte sich auf der Spitze nieder und sagte: „Ach, du lieber Gott, wenn du mir helfen wolltest, das wäre freilich sehr schön und ich würde gewiß recht dankbar sein. Ich bin nämlich ein recht unglückliches Geschöpf. Den ganzen lieben langen Tag muß ich da in meinem Grashüschel sitzen und in die Luft schauen. Meine Beinchen sind so klein und zart, daß ich nur eine ganz kleine Strecke laufen kann, und da sehe ich auch wieder nichts anderes als Gras und Blumen und das wird auf die Dauer doch langweilig. Auch meine Flügel sind so schwach und tragen mich nicht weit. Das ist doch recht traurig und ich muß oft bitter weinen, besonders wenn ich die schönen Schmetterlinge ansehe, die da über mich hingaukeln, oder die Vögel, die bis zum Himmel emporfliegen und tausendmal mehr sehen als ich.“

Da sagte der liebe Gott: „Das also sind deine Schmerzen? Nun, wenn's weiter nichts ist, helfen kann ich dir schon, möchte dich aber zuerst auf einiges aufmerksam machen. Siehst du, die Schmetterlinge sind wohl sehr schön, aber sie sind nur für die Sonne gemacht. Kommt ein rauher Wind, so müssen sie sterben. Und auch die Vögel haben es nicht so gut, wie du meinst. Viele von ihnen werden von den Menschen gefangen und in den Käfig gesteckt, viele werden von den großen Vögeln gefressen. Beneiden brauchst du also die Schmetterlinge und Vögel nicht. Du hast dein sicheres Haus, dich verfolgt niemand und die Blumen sind alle für dich da. Ich meine, du solltest bleiben, wo du bist.“

Aber der Käfer war eigensinnig und antwortete: „Und ich beneide sie doch! Bitte, bitte, lieber Gott, gib mir die Kraft, ich möchte so gern fliegen, hoch, hoch hinauf bis in den Himmel!“

„Nun, wenn du's durchaus nicht anders willst, so fliege!“ sprach der liebe Gott.

Da breitete der Käfer seine Flügel aus und flog mit fröhlichem Gesumm auf, immer höher und höher empor und endlich kam er in den Himmel.

Auf der Himmelswiese spielten eben die kleinen Englein und da sie der Käfer, der schon sehr müde war, nicht fürchtete, ließ er sich mitten unter ihnen nieder.

Die Englein sahen den kleinen, schwarzen Gast erst eine Weile erstaunt an, dann aber nahm ihn der Mutigste unter ihnen behutsam auf und nun wurde der Käfer jubelnd nach Hause getragen.

In der großen Engelstube stand eben die heilige Maria am Bügelbrett und bügelte die frisch gewaschenen Hemden der Engel. Diese liefen auf sie zu, packten sie am Rock und zeigten ihr ganz glücklich vor Freude den kleinen Käfer.

Da nahm die heilige Maria den Käfer auf die Hand, streichelte ihn sanft und sagte: „Ach, was bist du für ein liebes Tierchen! Nun sollst du immer bei uns bleiben, und weil du zuerst zu mir gekommen bist, sollst du Marienkäferlein heißen. Ich will dir auch ein schönes rotes Röcklein machen, damit du besser zu uns passest.“

„Aber du mußt immer recht brav und folgsam sein. Hörst du?“

Der kleine Käfer stammelte glücklich sein „ja“ und die heilige Maria setzte sich sofort nieder, nähte ein kleines rotes Röcklein, zog es dem Käfer an und der war nun stolz wie ein kleiner Prinz. Die Englein machten ihm ein Bettlein zurecht, wo er nachts schlafen durfte, gaben ihm von ihrem süßen Frühstückhonig und wenn sie auf die Himmelswiese spielen gingen, nahmen sie ihn mit und er konnte von dort aus die ganze Welt überblicken.

Eine Zeitlang war das Marienkäferlein auch ganz glücklich und wünschte, daß es immer so bliebe. Dann aber wurde es doch wieder unzufrieden und wollte noch mehr sehen und es fing wieder an zu brummen.

Die heilige Maria hörte das und deshalb sagte sie zu ihm und den Englein: „Kommt, wir wollen heute einen größeren Spaziergang durch den Himmel machen.“

Da gingen sie fort und wie sie so gingen, kamen sie zu einem großen Hause, das auf goldenen Wolken stand.

„Wer wohnt denn da?“ fragten die Englein.

„Da drinnen wohnt die Sonne!“ antwortete die heilige Maria.

„Was macht sie denn da?“

„Da drinnen schläft sie, wenn sie von dem vielen Schein müde ist.“

„Aber wie kann sie denn hinein, das Haus hat ja keine Tür?“

„Die Tür ist im Fußboden, weil die Sonne von unten her von der Erde kommt!“ erklärte die heilige Maria.

„Ist sie jetzt drinnen?“

„Ja, jetzt ist sie drinnen.“

„Darf man sie ansehen?“

„Nein, nein, das darf man nicht. Sie würde euch blind machen und verbrennen.“

Die Englein hörten das und gingen mit der heiligen Maria weiter, denn sie waren sehr folgsam.

Nicht so aber das Marienkäferlein. Es dachte: „Wenn es schon im Himmel so schön ist, wie schön muß es erst bei der Sonne sein, die den Himmel hell und warm macht. Wie habe ich mich auf der Erde unten immer über die Sonne gefreut! Und da heroben soll sie blind machen und brennen? Das gibt's ja gar nicht!“

Und wie das Marienkäferlein noch ein Fenster im Sonnenhaus offen sah, da überlegte es nicht mehr und flog hinein.

Raum aber war es drinnen, da verlor es auch schon vor lauter Glanz und Hitze die Besinnung. Kraftlos sanken ihm die Flügel nieder und da gerade die Tür im Boden des Sonnenhauses offen stand, fiel es durch diese hinab auf die Erde und zufällig auf dasselbe Grasbüschel, auf dem es früher gelebt hatte.

Da lag nun das vorwichtige Marienkäferlein und brauchte lange Zeit, bis es sich wieder erholt hatte. Dann öffnete es die Augen. Gott sei dank! blind geworden war es nicht, aber in sein schönes rotes Röcklein hatte die Sonne ein

paar runde schwarze Löcher gebrannt. Und was das Bitterste war: das Marienkäferlein durste, weil es unfolgsam war, nicht mehr in den Himmel zurück, sondern mußte auf der Erde bleiben.

Wenn man es auf die Hand nimmt und sagt: „Flieg', Marienkäferlein, flieg' und bring' uns eine schöne Sonne!“ dann versucht es wohl immer wieder in den Himmel emporzufliegen, aber es kommt doch nie hinauf. Ja, das kommt alles vom Borwick und von der Unfolgsamkeit.



Die Blume des Christkinds.

In einem weiten und dichten Walde stand einsam auf einer Waldblöße ein Försterhaus. Darin lebte eine frohe und glückliche Familie: Der Förster mit seiner Frau und mit seinem Töchterchen Hanni.

Eines Tages aber wurde die Förstersfrau krank und starb. Da herrschte große Trauer und die Fenster des Hauses, die früher immer so spiegelblank gewesen waren, waren nun gar oft trübe, weil die kleine Hanni ihr verweintes Gesichtchen daran gedrückt hatte, so daß ihre Tränen über das Glas liefen.

Da nun der Förster oft ganze Tage im Walde sein mußte und sein Töchterlein doch nicht allein in dem einsamen Hause zurücklassen konnte, so nahm er eine neue Frau und Hanni bekam also eine Stiefmutter. Die mochte nun das Kind, obwohl es sehr brav war und ihr in allem folgte, nicht leiden, und als nun eines Tages Krieg ausbrach und der Förster zu den Soldaten einrücken mußte, da ging für Hanni eine schlechte Zeit an. In aller Frühe

mußte sie schon aufstehen und Holz und Wasser in die Küche tragen und den ganzen Tag hatte sie nicht Zeit zum Ausruhen und Spielen, denn die böse Stiefmutter wußte immer wieder eine Arbeit. Dazu bekam Hanni die schlechtesten Kleider anzuziehen, daß der Wind durch die Löcher und Fugen blies, statt in der Kammer mußte sie auf dem kalten Dachboden schlafen, wo die Mäuse über das Bett liefen, und wenn sie den geringsten Fehler machte, so wurde sie bitter gescholten und sogar geschlagen.

So kam der Winter heran und Hanni seufzte oft tief auf: „Ach! wenn nur der Vater heimkäme!“ Aber Tag um Tag verging und nicht einmal eine Nachricht kam von ihm. Rings um das Forsthaus war nun alles verschneit und der Schnee lag so hoch, daß auch die Tiere des Waldes kein Futter mehr finden konnten und oftmals bis vor das Försterhaus kamen, weil sie hier in früheren Zeiten immer Futter bekommen hatten. Die Stiefmutter aber, die sehr geizig war, gab den Tieren nicht ein Hälmchen Heu, obwohl für diesen Zweck eigens eine halbe Scheune voll da war. Hanni aber getraute sich nicht, den Tieren etwas zu geben, denn sie fürchtete den Zorn der Stiefmutter.

Nun war der Weihnachtsabend da und Hanni dachte traurig daran, wie es in früheren Jahren immer so schön gewesen war, wie drinnen in der großen warmen Stube der Christbaum geglizert hatte und die vielen guten und schönen Sachen um ihn herumgelegen waren, wie Vater und Mutter so fröhlich dreingesehen hatten, und wie ein-

sam und traurig es heute sei. Dazu stürmte und schneite es draußen ganz entsetzlich und die scheuen Rehe kamen diesmal bis vor die Fenster der Försterei und schauten mit ihren großen Augen so flehend herein, daß es Hanni nicht über das Herz bringen konnte, sie hungrig wieder abziehen zu lassen.

„Wartet nur, ihr guten Tierlein,“ sagte sie, „wenn schon ich heute keine Freude habe, so sollt doch ihr wissen, daß heute das liebe Christkindlein auf die Welt kommt. Ich will euch was geben!“

Damit lief sie in die Scheune, packte soviel Heu, als sie mit beiden Armen fassen konnte, und trug es den Rehen vor die Tür hinaus.

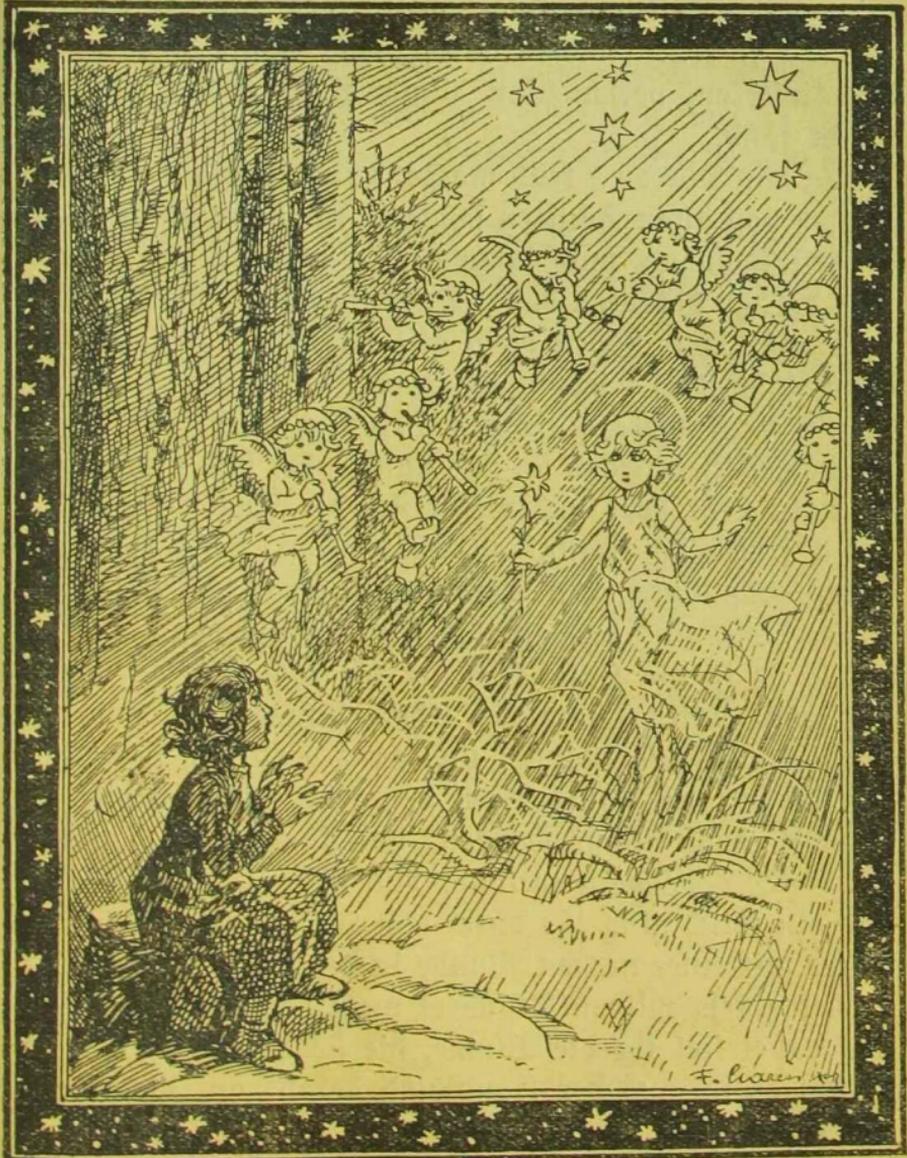
In diesem Augenblicke kam aber die böse Stiefmutter herbei und als sie sah, was Hanni getan hatte, wurde sie so zornig, daß sie ausrief: „Na, warte, ich will Dich lehren das schöne gute Heu diesen Tieren zu geben! Kannst jetzt bei den Rehen bleiben, die sollen Dir nur zu essen und zu trinken geben. Mir kommst Du nicht mehr ins Haus!“

Damit warf sie die Tür zu und drehte den Schlüssel um.

Da stand nun Hanni weinend und frierend im dünnen Röcklein und wußte nicht ein noch aus. Dann aber wanderte sie schluchzend in den Wald hinein, immer weiter und weiter, wohin wußte sie selbst nicht. Immer dunkler wurde es in den Bäumen, der Uhu begann zu schreien, dort und da bellten die Füchse. Ein schneidender Wind blies und der Schnee begann vor Kälte zu knirschen.

Hanni spürte vor Kälte am ganzen Leibe kein Glied mehr und eine Müdigkeit kam über sie, daß sie sich endlich auf einem Baumstrunk unter einem Gebüsch niederkauerte und einschlies.

Auf einmal wachte sie auf und da war der ganze Wald hell und festlich. Auf jedem Zweiglein glänzte ein Licht und auf jedem Wipfel stand ein Stern, hell wie die Sonne. Und die Luft war so warm und mild wie im Sommer und die Vögel sangen und dazwischen tönte eine Musik, so lieblich, wie Hanni noch keine gehört hatte. Immer näher und näher kam die Musik und da schwebte es heran in rosigen Kleidchen und mit goldenen Flügeln, eine ganze Schar von Engeln. Sie trugen blaue Kränzlein auf den Vöcken und bliesen dazu auf silbernen Flöten, welche die schöne Musik machten. Und als die Engel bei Hanni waren, stellten sie sich im Kreise auf und aus ihrer Mitte trat das Christkind hervor in blütenweißem Kleidchen und ganz von goldenem Licht umflossen und mit freundlichem Aufleuchten der Augen sagte es zu Hanni: „Du bist ein gutes Kind, weil Du den armen Rehlein geholfen hast. Zum Dank dafür nimm diese Blume.“ Damit reichte das Christkind Hanni eine große blaue Blume mit einem silbernen Stern in der Mitte. Darauf sprach das Christkind weiter: „Mit dieser Blume gehe in die Stadt und dort wirst Du Dein Glück finden.“ Hanni sah auf die Blume nieder und als sie wieder aufschaute, da waren Engel und Christkind verschwunden und sie stand allein im Walde. Aber merkwürdig; sie spürte nun



F. Lucas

keine Müdigkeit und keine Kälte mehr und die Blume verbreitete einen solchen Glanz, daß Hanni mitten durch den finsternen, verschneiten Wald hindurch den Weg zur Stadt fand.

Als das Mädchen früh morgens in der Stadt anlangte, hingen von allen Häusern schwarze Fahnen und die Leute gingen weinend und jammernd umher. Hanni fragte, was dies zu bedeuten habe. Da sagte ihr ein Mann: „Ach, mein Gott, wir haben wohl alle Ursache, traurig zu sein, denn unser guter König ist im Kriege gefallen und mit ihm viele tapfere Krieger. Drinnen in der Halle des Königsschlusses liegen sie alle aufgebahrt und unsere liebe Königin steht dort und weint sich die Augen blind.“

Da fing auch Hanni zu weinen an, denn sie dachte daran, daß unter den Toten wohl auch ihr Vater sein werde. Sie ging deshalb hin, um nachzusehen.

Als sie in die Halle kam, da lagen in langen Reihen die toten Krieger und bei jedem standen weinende Eltern, Frauen und Kinder und ganz oben, wo der König lag, da lag die Königin auf den Knien und weinte und schluchzte zum Steinerweichen. Langsam schritt Hanni an der Reihe der Toten entlang. Auf einmal blieb sie stehen und ein Stich ging ihr durch das Herz: denn da lag der Vater mit einer großen Wunde in der Brust, kalt und tot.

Mit einem wilden Aufschrei warf sich Hanni über ihn und dabei fiel ihr die Blume, die sie vom Christkind erhalten hatte, aus der Hand und gerade auf die Wunde des Toten.

Aber siehe da! Kaum hatte die Blume den Toten berührt, da schloß sich die Wunde, in den Körper kam wieder Wärme und Bewegung und auf einmal schlug der Tote die Augen auf, richtete sich empor und blickte verwundert um sich.

„Vater, mein lieber, lieber Vater!“ rief Hanni und jubelnd schlang sie die Arme um seinen Hals und küßte ihn immer wieder und wieder.

Glücklich sah der Förster auf sein Kind nieder, dann sagte er noch immer ganz erstaunt: „Kind, wie kommst denn Du hieher? Und was ist da geschehen? War mir's doch, als sei ich auf dem Schlachtfeld gefallen!“

Da erzählte ihm Hanni alles, wie sie von der Stiefmutter verstoßen worden sei, wie das Christkind gekommen sei und ihr die Blume gegeben habe und wie sie ihn mit dieser Blume zum Leben erweckt habe.

„Ach, Du glückliches Kind!“ jubelte nun der Förster. „Aber jetzt komm' schnell, jetzt wollen wir auch unseren guten König und alle meine braven Kameraden lebendig machen und dann wollen wir mitsammen ein schönes, frohes Weihnachtsfest feiern.“

Da schritt Hanni mit ihm zum toten König und kaum hatte sie mit der Blume des Christkinds seine Todeswunde berührt, da schlug er die Augen auf, erhob sich und im nächsten Augenblick hielt er seine Königin im Arm, die sich vor Freude gar nicht zu helfen wußte.

Und wie mit dem König geschah es auch mit den Kriegern und hatten die Leute früher vor lauter Schmerz ge-

jammert und geschluchzt, so weinten sie jetzt vor lauter Glück und Freude und nach einer Viertelstunde wehten statt der schwarzen Fahnen lauter bunte von allen Dächern.

Der König aber ließ zum Dank für Hanni und ihren Vater ein großes, schönes Schloß bauen und darin lebten sie glücklich bis an ihr Ende.

Die böse Stiefmutter aber mußte einsam im Walde bleiben und dort fraß sie, als sie einmal Holz für die Küche sammelte, ein großer Wolf auf.



Wie der König in den Himmel kam.



inder,“ sagte der heilige Petrus zu den versammelten Kleinen, die sich um ihn und zur Himmelspforte drängten, „Kinder, daß Ihr mir nicht wieder so ein Geschrei macht wie gestern! Ich höre ja nicht einmal, wenn einer anklopft. Und dann: geht mir auch nicht zu weit hinaus! Ihr wißt, da draußen sind allerhand Löcher. Wie leicht könnte einmal eines von Euch durch ein solches Loch hinabfallen auf die Erde, ins Fegeseuer oder gar in die Hölle! Und das wißt Ihr schon, daß es an diesen drei Orten so ziemlich gleich schlecht zu leben ist. Also: Ruhe und Vorsicht! Wollt Ihr das versprechen?“

„Ja, ja!“ riefen die Kleinen wie aus einem Munde. „Aber jetzt, lieber heiliger Petrus, mach' auf!“

Da steckte der himmlische Torwärter den mächtigen Schlüssel ins Schloß, ächzend tat sich die Pforte auseinander und die Kinder sprangen in hellem Jubel hinaus auf die weite, schöne Himmelswiese mit den großen, goldenen Sternblumen, über der in den sonnigen Lüften die blauen Wandervögel sangen, daß es klang, als hörte man von fern die Engel ihre Harfen und Lauten spielen.

Herrje! war das nun ein Jubel! Wie in einer Schwabenschar zwitscherten und schwirrten die jungen Stimmen durcheinander. Ein Trupp begann dieses Spiel, der andere jenes; hier schwang sich eine Schar Blondköpfe im Ringelringelreihen und dort ertönte das Reigenlied: „Blauer, blauer Fingerhut.“

Nur ein einziges Kind hielt sich abseits von dem trotz Peters Ermahnung immer lauter werdenden Schwarme und spielte mit einem Zicklein, das es an einem blauen Bande führte. Der Kleine war auf Erden armer Holzhackersleute Kind gewesen und hatte mit den Eltern eine einsame Hütte mitten im weiten, tiefen Forste bewohnt. Nie war er mit anderen Kindern zusammen gewesen und da auch die Eltern ihrem Tagewerk nachgehen mußten und nicht Zeit gehabt hatten, sich mit ihm abzugeben, war er oft tagelang allein gewesen und hatte niemand anderen zum Gespielen gehabt als die Tiere und die Blumen des Waldes. Er war noch nicht lange im Himmel heroben und hatte insolgedessen auch noch nicht gelernt, mit den anderen Kindern zu spielen. Still und verschüchtert stand er immer abseits. Da hatte er den heiligen Petrus gedauert und der hatte ihm das Zicklein geschenkt, damit er auch einen Kameraden hätte.

Das Zicklein war sonst ein sehr frommes Tier und folgte dem Kleinen immer willig. Selbst wenn er es frei laufen ließ, kam es auf seinen Ruf augenblicklich wieder herbei, legte sich an seine Seite, ließ sich von ihm krauen oder ein Kränzlein um den Hals hängen. Zwischen

den beiden herrschte das schönste Verhältnis und es war daher ganz merkwürdig, daß das Tier heute auf einmal nicht folgen wollte. Es wollte durchaus nicht bei dem Kleinen bleiben, zerrte und zog an dem blauen Bande, dessen Ende der Knabe in den Händen hielt, und zog ihn so immer weiter und weiter weg von den anderen Kindern und hinaus auf die Himmelswiese.

Nun waren sie schon so weit draußen, daß dem Kleinen die spielenden Kinder aus dem Auge entschwunden waren und ihr fröhliches Gelärm nur mehr herüberklang wie das leise Summen eines Mückenschwarmes im mittagsstillen Walde.

Dem Kleinen wurde schon ganz weinerlich zumute, denn er dachte an die Warnung des heiligen Petrus, als er auf einmal ganz merkwürdige Töne hörte.

Er blieb stehen und lauschte. Was war das?

Und da vernahm er ein Stöhnen und Wimmern wie von einem, der unsägliche Schmerzen leidet.

Wer sollte denn da im Himmel heroben Schmerzen tragen? Neugierig ging der Kleine den klagenden Tönen nach und da kam er zu einem Loch durch welches er in einen wogenden Feuersee hinabsah. In den roten, züngelnden Flammen wanden und krümmten sich schmerzgequälte Menschenleiber und ein unablässiges Ächzen und Stöhnen und Wimmern drang herauf.

Schauernd blickte der Kleine eine Weile hinab. Auf einmal wurden seine Augen größer und größer, ein Schreck lief über sein Gesicht, denn er hatte unter den

Leidenden einen bekannten Mann entdeckt: den König, der vor ein paar Jahren gestorben war.

Zu Hause in der väterlichen Hütte hing sein Bild und der Kleine hatte es oft mit einem Kranze frischer Waldblumen geschmückt, denn er liebte den König aus vollstem Herzen.

Und wie hätte es auch anders sein können, sang doch der Vater des Königs Lob fast jeden Abend und jeden Abend mußte der Kleine im Bette noch ein Vaterunser für den König beten, als er gestorben war sogar drei, für das Heil seiner Seele.

Diese Liebe der armen Waldleute hatte auch ihren guten Grund.

Als der Vater Holzhacker noch jung gewesen war, hatte man ihn zu den Soldaten genommen. Das war für ihn eine furchtbare Dual gewesen, denn er konnte seinen geliebten Wald nicht vergessen. Lockend, verführerisch klang ihm dessen Rauschen Tag und Nacht im Ohr, wie die Stimme der Mutter rief es ihn sogar nachts aus dem Traume wach, und endlich konnte er nicht mehr anders und da lief er von der Wache weg und bei Nacht und Nebel heim. Wochenlang gelang es ihm, sich vor den Häschern, die nach ihm ausgesendet worden waren, zu verbergen; aber dann fanden sie ihn doch, er wurde eingeliefert und sollte erschossen werden.

Als der Vorabend des Tages sank, an dem das Todesurteil vollzogen werden sollte, da öffnete sich plötzlich die Kerkertür und umgeben von seinem Gefolge trat der

König ein. Strenge fragte er den Holzhacker, warum er entlaufen sei.

Da erzählte ihm dieser alles, wie es gekommen sei, wie ihn Sehnsucht und Heimweh gemartert und endlich zurück in den Wald getrieben hätten.

Da war ein milder Glanz über des Königs Gesicht gegangen und er hatte gesagt: „Um Deiner Heimatliebe willen sei Dir die Strafe erlassen. Kehre heim in Deine Wälder. Wer seine Heimatscholle so liebt wie Du, der wird auch dann, wenn er nicht Soldat ist, nicht der letzte sein, sie bis auf den letzten Tropfen Blut zu verteidigen. Kehre heim und werde ein glücklicher und wackerer Mann.“

Das war es, was der König an dem Holzhacker getan und das hatte ihm dessen und der Seinen innigste Liebe gewonnen.

Und nun mußte der Kleine sehen, wie dieser geliebte König so entsetzlich in den Flammen zu leiden hatte. Sein kleines Herz floß über von Mitleid, und da ließ er sein Zicklein stehen, wo es stand, lief zurück, so schnell ihn seine kleinen Beine trugen, durch die Himmelspforte, an dem heiligen Petrus vorbei, der eben ein bißchen eingeknickt hatte und geradeaus hin vor den Thron des Herrn. Dort kniete das kleine Bürschlein nieder, hob bittend die Hände und sagte: „Mein lieber, guter Gott! Erlöse meinen guten König aus dem schrecklichen Feuer und laß ihn zu Dir heraufkommen in den Himmel! Er hat meinem Vater das Leben geschenkt und wir haben

ihn alle so lieb und ich habe auch alle Tage andächtig für ihn gebetet. Bitte, bitte, lieber Gott!“

Aber der liebe Gott schüttelte ernst das Haupt und sprach: „Mein liebes Kind, ich kann Deine fromme Bitte nicht erfüllen. Siehe, Dein König hat viele ungerechte Kriege geführt und Tausende von Menschen dadurch unglücklich gemacht. Wohl habe ich das gute Werk, das er an Deinem Vater getan, zehnfach gerechnet und Deine andächtigen Gebete hundertfach, aber noch immer überwog die Last seiner Schuld um das Hundertfache. Und darum muß er im Fegefeuer büßen noch hundert Jahre lang.“

Traurig schlich der Kleine fort. Gesenkten Köpfcchens ging er an den spielenden Kindern vorüber, um sein Zicklein zu suchen. Er fand es unweit der Stelle, wo er es verlassen hatte. Und jetzt war das Tierchen auch wieder fügsam, lief neben dem Kleinen einher und tollte und tat gerade so, als wollte es den Knaben trösten.

Der aber sann und sann für sich hin, wie er doch noch den lieben Gott bewegen könnte, dem König die Strafe zu schenken.

Auf einmal schoß ein heller Freudenblick über sein Gesichtchen, denn nun hatte er's. Er faßte sein Zicklein am blauen Bande und lief mit ihm zurück in den Himmel und geradeaus wieder hin vor Gottes Thron.

Da kniete er wieder nieder, zog das Zicklein vor sich hin und sagte: „Lieber, lieber Gott! Ich schenke Dir mein Zicklein, wenn Du den guten König in den Himmel kommen läßt!“

Dabei stand dem Kleinen das Wasser in den Augen, denn er trennte sich sehr schwer von seinem einzigen Gespielen; aber für den König wollte er sogar dieses Opfer bringen.

Da ging ein mildes Leuchten über das Antlitz des Herrn, er zog den Kleinen zu sich empor, drückte das blonde Köpfchen an seine Brust und streichelte sanft die weichen Locken. Dann sagte er: „Um Deinetwillen, Du kleiner Engel, soll Deinem König verziehen sein. Und Dein Zicklein darfst Du Dir auch behalten.“

Was hätte der liebe Gott auch anders tun können? Hätte er dem Kleinen seine Bitte abermals abgeschlagen, so hätte der zu weinen angefangen und im Himmel darf und kann doch nicht geweint werden!

Und so kam der König in den Himmel.



Die drei Brüder.



Es waren einmal drei Brüder, die hatten von ihren Eltern ein schönes Haus geerbt und darinnen wohnten sie nun friedlich beisammen, denn sie hatten einander sehr lieb. Hinter dem Hause war ein großer Garten, der mit Obstbäumen bestanden war, von denen die Brüder im Herbst die schönsten und süßesten Äpfel, Birnen und Pflaumen bekamen. Besonders schön war aber der Garten im Frühling anzusehen, wenn alle Bäume blühten und im Gras die dunkelblauen Veilchen, die goldenen Primeln und das bunte Lungenkraut prangten.

An einem solchen Frühlingstag gingen die drei Brüder miteinander im Garten spazieren und wie sie nach Veilchen suchten, fanden sie im Gras drei kleine Vögelchen, denen noch nicht einmal die Federn gewachsen waren. Aber sie waren tot und als die Brüder genauer hinsahen, fanden sie, daß jedem Tierchen die Brust aufgeschnitten und das Herzchen herausgenommen war. Da außer dem alten gutmütigen Diener und seiner Frau niemand in

den Garten kam, konnten sich die Brüder nicht erklären, wer denn die grausame That begangen habe. Sie nahmen die Vögelchen und gruben sie ein.

Aber siehe! Am nächsten Tage fanden sie wieder drei tote Vögelchen, auch wieder mit der aufgeschnittenen Brust, in der das Herz fehlte, und so auch am dritten Tage. Nun nahmen sie sich vor, dem Unhold, der nächtlicher Weile in ihrem Garten die Vögelchen mordete, aufzulauern.

Als es Abend wurde, gingen sie in den Garten und versteckten sich hinter den Baumstämmen. Der Mond schien hell und sie konnten alles sehen.

Da kam um Mitternacht ein kleines, feuerrotes Männlein aus einem Loch in der Gartenmauer geschlüpft und flugs war es auch schon auf einem der ältesten Apfelbäume. Nach kurzer Zeit ward in der Krone ein ängstliches Pipsen hörbar und gleich darauf rutschte das Männlein den Stamm herunter und hielt drei junge Vögelchen in der Hand. Darauf setzte es sich an dem Baume nieder und während es ein blankes Messerlein hervorzog, um den Vögeln die Brust aufzuschneiden, sang es ein Liedlein:

Zwei blutige Herzlein,
 Ein Blütenmehlsterzlein,
 Gekocht im Mondenstrahl,
 Das ist mein liebstes Mahl.

Aber da sprangen die Brüder hervor, packten den kleinen Unhold und riefen: „Haben wir Dich, Hallunke! Warte, wir werden Dich lehren, arme liebe Vögelchen

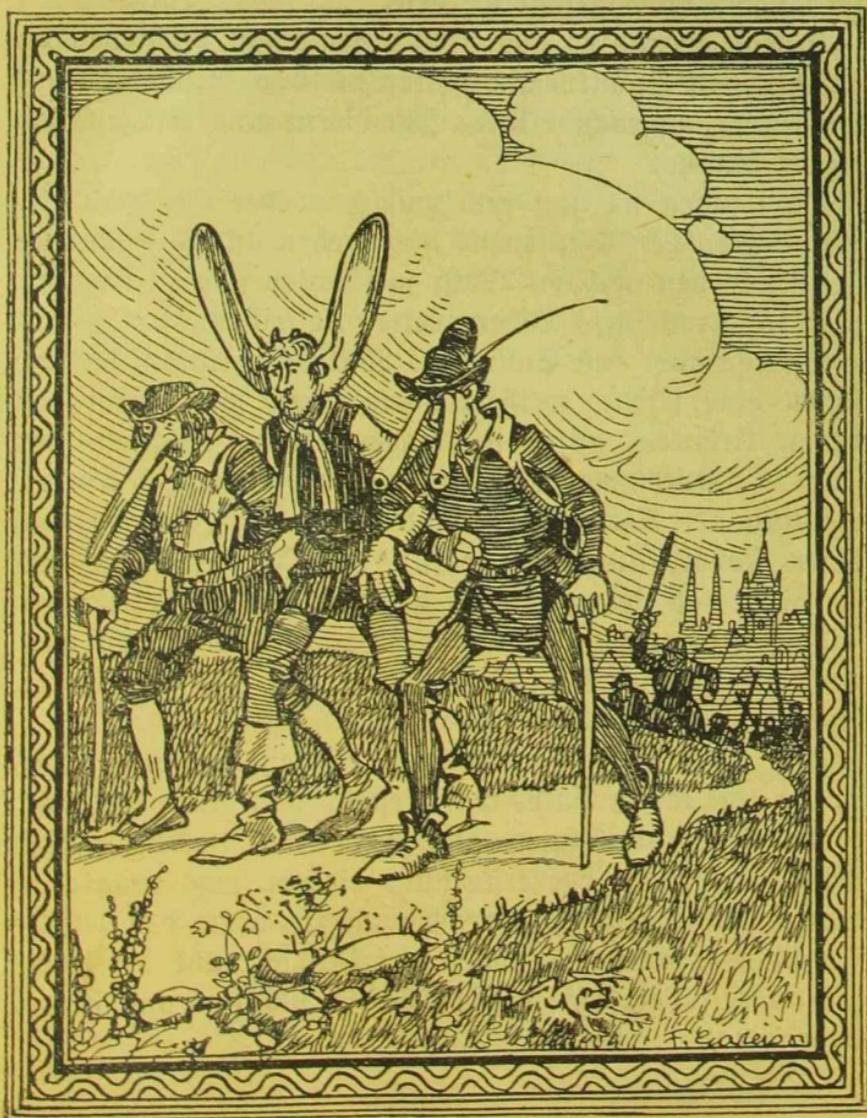
zu morden!“ Und damit zogen sie ihre Ruten hervor und strichen den Zwerg so unsanft, daß er sich wand und krümmte.

Mit einem wütenden Blick auf die Brüder huschte der Kobold davon. Ehe er aber in das Mauerloch schlüpfte, drehte er sich um und mit den Fäusten drohend, rief er: „Das soll Euch teuer zu stehen kommen. Ich werde diesen Garten nicht mehr betreten, aber Ihr sollt ihn auch nicht mehr lange haben.“

Die Brüder lachten darüber, denn sie wußten nicht, daß sich der Zwerg auf das Zaubern verstand.

Am nächsten Tage gingen die drei Brüder mitsammen über den Markt. Da sahen sie eine Frau, die hatte wunderschöne Äpfel feil und weil sie so billig waren, kaufte jeder der drei Brüder einen Apfel. Kaum aber hatte jeder der drei den ersten Bissen verschluckt, da wuchs dem einen eine Nase ellenlang, dem zweiten stiegen die Ohren beinahe auch eine Elle lang in die Höhe und dem dritten traten die Augen an langen Stielen aus den Höhlen wie einer Schnecke. Die Apfelfrau war aber im selben Augenblicke verschwunden.

Als die Leute die drei Brüder so verunstaltet sahen, da fingen sie an zu schreien, zu lachen und zu spotten, so daß sich die Brüder eiligst in ihr Haus flüchten mußten. Aber auch hier hatten sie keine Ruhe; beständig stand eine Volksmenge vor demselben und wenn einer der Brüder ans Fenster kam, so ging das Geschrei sofort von neuem los, bis der Gemeinderat endlich beschloß, man könne so



verunstaltete Menschen nicht länger in der Stadt dulden, sie müßten davongejagt werden.

Und so geschah es auch. In einer Nacht erschienen die bewaffneten Stadtknechte, holten die drei Brüder ab und trieben sie ungeachtet ihres Jammerns und Klagens zur Stadt hinaus.

Da standen sie nun und wußten weder aus noch ein. Unter Menschen konnten sie nicht gehen und so beschloßen sie, sich in den nächsten Wald zu flüchten und zu trachten, dort ihr armseliges Leben weiter zu fristen.

Wie sie aber den Saum des Waldes betraten, da kam ihnen eine schöne, weißgekleidete Frau mit einem goldenen Krönlein auf den blonden Locken entgegen und sagte: „Willkommen hier in meinem Reiche. Ich bin die Königin der Waldvöglein und weiß, daß Ihr von dem bösen Kobold als Rache dafür, daß Ihr dreien meiner Geschöpfe das Leben gerettet habt, so verunstaltet worden seid. Ich kann Euch zwar diese Verunstaltung nicht wegnehmen, aber ich kann Euch helfen, daß Ihr damit vielleicht noch einmal Glück habt.“

Und mit diesen Worten nahm sie eine goldene Dose, in der eine weiße Salbe war, bestrich dem einen die Nase, dem anderen die Ohren und dem dritten die Augen. Und siehe! Da konnte der erste alles riechen, was jemals an einem Orte gewesen war, der zweite hörte das leiseste Geräusch, sogar das Wachsen der Blumen, und der dritte sah alles, ja er sah sogar durch die Mauern und in die Erde hinab.

Bald danach geschah es, daß dem König des Landes ein goldener Ring, den er abends immer auf das Nachttischchen legte, gestohlen wurde. Er hatte den Ring von einer Frau bekommen und diese hatte ihm die Kraft gegeben, den König unbefiegbar zu machen, so daß ihm kein Feind etwas anhaben konnte. Deswegen war dem König auch sehr leid um den Ring und er setzte einen hohen Preis für den aus, der ihm das Kleinod wieder brächte. Im ganzen Schlosse, in der ganzen Stadt und im ganzen Lande suchte man, doch vergebens.

Da kam auch ein Mann in den Wald, wo die Brüder lebten, um hier den Ring zu suchen. Als er auf die drei Brüder stieß, erschrak er gewaltig; aber sie redeten ihn freundlich an und da erzählte er ihnen von dem Verluste des Königs. Da sahen sich die drei Brüder an und einer sagte zu dem Manne: „Sage Deinem König, daß wir ihm den Ring verschaffen wollen; nur muß er uns vor dem Spotte der Leute schützen.“

Da lief der Mann zum König und dieser ließ sofort die drei Brüder holen, welche sich nun auf die Suche machten.

Zuerst ließ sich der mit der ellenlangen Nase in des Königs Schlafzimmer führen, schnupperte auf dem Nachttischchen, dann auf dem Fußboden, dann an dem Fenster, dann ging er in den Garten hinab, schnupperte zum Schlafzimmerfenster empor und sagte endlich: „Den Ring hat eine kleine Maus gestohlen, die hier an den Weinreben zu Euerem Schlafzimmer hinaufgeklettert und dann wieder hier neben der Mauer verschwunden ist. Das

weitere wird Euch mein Bruder mit den gestielten Augen sagen können.“

Da ließ der König diesen holen, der senkte seine Augen gegen den Boden, schaute und schaute und sagte endlich: „Hundert Klaftern tief unter der Erde, da ist eine Höhle und da sitzt ein Zwerg, ein feuerroter Kobold, der hat eine graue Maus auf dem Schoß und diese hat Euren Ring im Maule.“

Der König wollte sofort den Befehl geben, hundert Klafster tief in die Erde hineinzugraben und den Zwerg und die Maus gefangen zu nehmen. Da sagte der dritte der Brüder: „Nein, Herr König, das dürft Ihr nicht tun. Denn wenn der Kobold das Graben hört, dann wird er einen Zauber anwenden und Euch entwischen. Wir kennen ihn nämlich sehr gut, es ist der, der uns so verunstaltet hat. Ihr dürft nur graben lassen, wenn der Kobold schläft, und das höre ich ganz genau.“

Als es nun Abend geworden war, legte der Dritte eines seiner langen Ohren an die Erde und nach einer Weile sagte er: „Der Kobold ist nun eingeschlafen. Ich höre ihn schnarchen. Nun soll gegraben werden.“

Da gruben die Arbeiter die ganze Nacht und als in der Frühe der Zwerg mit dem Schnarchen aufhörte, gab der mit den langen Ohren den Arbeitern ein Zeichen und sie legten ihre Werkzeuge weg.

So geschah es nun Tag für Tag und endlich war man an der Decke der Höhle angelangt. Mitten in der Nacht, als der Kobold schlief, wurde die letzte Wand durchge-

schlagen und schnell stürzten sich die drei Brüder auf den Anhold und banden ihn. Als er aufwachend, sich gefangen sah und die drei Brüder erkannte, knirschte er vor Wut, aber er konnte sich nicht helfen und die Brüder lachten: „Ei, guten Morgen! Schon ausgeschlafen? Du warst wohl auf unseren Besuch gar nicht gefaßt? Ja, eine lange Nase, lange Ohren und gestielte Augen sind doch was wert. Und nun, Hallunke, her mit dem Ring, den Du dem König gestohlen hast.“

Bohl oder übel mußte der Kobold den Ring ausliefern. „So, das ist eins!“ meinten die Brüder. „Und jetzt gibst Du uns sofort ein Mittel, daß wir unsere Verunstaltungen los werden.“

Der Kobold schäumte vor Wut, aber er war gefangen und mußte gehorchen. Er wies auf einen Korb mit Äpfeln und als jeder der drei Brüder einen davon gegessen hatte, waren ihre Verunstaltungen verschwunden.

Aber auch damit waren die Brüder noch nicht zufrieden, sondern sagten: „Nun noch ein Drittes: Jetzt gib noch Deinen Zauberstab her, daß wir in alle Zukunft vor Dir sicher sein können.“

Auf diese Forderung bekam der Kobold Krämpfe vor lauter Zorn, aber es half ihm nichts, denn die Brüder sagten, wenn er das nicht täte, dann würden sie ihn vor den König schleppen und der würde ihn enthaupten lassen. Da gab er schließlich auch den Zauberstab heraus und die Brüder waren nun zufrieden und stiegen zur Erde hinauf. Kaum aber waren sie oben, so schloß sich mit donnerndem

Krach Höhle und Grube und der Zauberstab zerfiel im Lichte der Sonne zu Asche. Nun gingen die Brüder zu dem König und brachten ihm den Ring und der gab ihnen den Preis. Sie überließen davon die Hälfte dem Manne, der sie im Walde getroffen, und mit der anderen Hälfte kauften sie ihr Haus und ihren Garten zurück und dort leben sie noch heute und werden leben bis zu dem Tage, da die grüne Sonne aufgeht. Das ist aber noch sehr lange.



Der leichte Michel.



Es war einmal ein junger Mann, der war immer lustig und guter Dinge, ließ sich keine Traurigkeit anfechten und konnte keinem Menschen eine Bitte abschlagen. Seine Eltern hatten noch auf dem Totenbette zu ihm gesagt: „Michel, sei nicht so leicht, sonst kommst Du noch an den Bettelstab!“ — Aber das ging zu einem Ohr hinein und zum anderen hinaus und nach einem Jahre hatte er das väterliche Haus einem Better geschenkt, der ganz jammervoll über seine Not zu klagen verstand. Michel lebte nun von dem Bargeld weiter, das ihm die Eltern hinterlassen hatten. Aber auch das hielt nicht lange vor, denn seine Freunde wußten ihm Taler auf Taler für Nimmerwiedergeben abzuborgen und so stand er eines Tages als armer Mann auf der Straße und hatte nur mehr einen einzigen Taler in der Tasche. Trotzdem aber war er fröhlich und wanderte leichten Herzens in die Welt hinaus.

„Ach was,“ sagte er zu sich selbst, „zugrunde gehen werd' ich nicht. Wird sich schon was finden!“

Und es fand sich auch etwas, denn Michel war unter einem guten Stern geboren und ein guter Mensch, nur eben soviel übermäßig leichtsinnig.

Wie er eines Tages unter einem Haselbusch an einem hohen Felsenberge rastete, da stand vor ihm plötzlich ein Zwerglein und sah ihn traurig an.

„Was willst Du denn, Kleiner? fragte Michel.

Da sprach das Zwerglein: „Ach, mein Bruder ist so krank, und wenn er gesund werden soll, muß er mit ein paar Tropfen Menschenblut eingerieben werden. Aber niemand will mir das geben.“

„O, Blut hab' ich mehr als genug,“ erwiderte Michel, „und um ein paar Tropfen ist mir nicht leid.“

Da führte ihn der Zwerg zu dem Felsen und der tat sich weit auf und Michel schritt hinter dem Zwerg durch Hallen und Gänge, die von Gold und Edelstein blizten, bis zu einem kleinen Gemach, in dem ein Zwerg, blaß und mager, auf einem seidenen Bettchen lag und entseztlich stöhnte.

„Tröste Dich, Brüderlein, jetzt wirst Du bald gesund sein!“ sagte der Zwerg, der Michel geführt hatte, nahm ein Messerchen, rißte damit den rechten Arm Michels auf und fing sieben Blutstropfen in einem goldenen Schälchen auf. Mit diesen rieb er nun sofort seinen Bruder ein und der war auf der Stelle frisch und gesund.

Da war nun großer Jubel und das Zwerglein gab Michel ein Silberstück und sagte: „Dieses ist ein Hekhtaler. So oft Du in die Tasche greiffst, wirst Du neben ihm einen anderen Taler finden.“

Da bedankte sich Michel vielmals und wanderte in die Heimat zurück. „Ich hab's ja gewußt, daß ich nicht

zugrunde gehe," sagte er zu sich selbst, „man muß nur leichtes Blut haben!“

In der Heimat ließ es Michel hoch hergehen und als ihn der Better, bei dem er wohnte, einmal fragte, woher er denn so viel Geld hätte, da erzählte ihm Michel von dem Hektaler. Der Better riß Augen und Mund auf und ließ nicht ab zu bitten und betteln, bis ihm Michel den Hektaler geschenkt hatte. Der aber verlor im selben Augenblick seine Zauberkrast und Michel war wieder arm wie eine Kirchenmaus.

Da ging Michel wieder auf die Wanderschaft. Er war zwar ein wenig traurig, aber bald ließ ihn sein leichtes Blut sein Unglück vergessen und er piff sich ein Liedlein, um seinen Hunger zu vergessen.

Da kam er zu einem Strom und da es sehr heiß war, wollte er baden. Als er sich entkleidet hatte und eben ins Wasser steigen wollte, tauchte vor ihm der Nöck auf und sagte zu Michel: „Du, Michel, Du könntest mir einen großen Dienst erweisen. Meinem Söhnchen hat eine Fischangel den Hals aufgerissen und der Bub muß sterben, wenn die Wunde nicht mit ein paar Tropfen Menschenblut bestrichen wird. Möchtest Du mir die geben?“

„Warum denn nicht?“ meinte Michel und folgte dem Wassermann auf den Grund des Stromes, wo ein wunderschönes gläsernes Schloß stand. In einer Halle aus blauen Muscheln und roten Korallen lag der Kranke schon halb tot. Da nahm der Nöck eine scharfe Fischgräte, rißte damit den linken Arm Michels, fing siebenmal

sieben Tropfen in einer silbernen Muschel auf, bestrich damit die Wunde seines Sohnes, der davon augenblicklich gesund war.

Nun war große Freude in dem Schloß und der Röd gab Michel ein goldenes Fischlein und sagte: „Dies ist ein Wunderfischlein. So oft Du an seinem Bauche drückst, springt ihm ein kleines Goldstück aus dem Maule. Aber gib das Fischlein nicht her, sonst verliert es seine Kraft.“

Da kehrte Michel wieder in seine Heimat zurück und lebte in Saus und Braus in den Tag hinein, so daß ihm selbst das viele gute Leben fast schon lästig wurde.

Da fragte ihn eines Tages sein Vetter, woher er denn das Geld nehme und Michel zeigte ihm das Wunderfischlein. Sofort erwachte in dem Vetter die Begier danach und er bat und bettelte, Michel möge ihm das Fischlein geben.

Doch Michel sagte: „Hergeben kann und darf ich das Fischlein nicht; aber ich will Dir's auf eine Woche leihen.“

Kaum aber hatte er dem Vetter das Fischlein in die Hand gegeben, da war es ein gewöhnliches totes Goldfischlein, das noch dazu nicht mehr ganz angenehm roch, und der Vetter wurde so zornig, daß er Michel das Fischlein ins Gesicht warf und ihn als einen Schwindler zur Tür hinausjagte.

Ein einziges Goldstück hatte Michel noch und mit dem ging er wieder auf die Wanderschaft. Bald aber war es aufgezehrt und nun mußte Michel hungern und wenn er das nicht wollte, bei den Leuten um ein Stück Brot

betteln. Es ging ihm sehr schlecht und das brachte ihn zum Nachdenken. Auf einer Waldwiese setzte er sich nieder und dachte so über sein ganzes Leben nach. Wie viel Geld hatte er schon gehabt und alles war ihm wie Wasser unter den Händen zerronnen! „Es ist doch nicht gut, wenn man so leichtes Blut hat,“ murmelte er, „ich möchte es eigentlich ganz gern anbringen.“

In diesem Augenblick hörte er ein feines Stimmchen neben sich und als er in das Gras hinsah, saß auf einer Butterblume eine Elfe. Die sagte zu ihm: „Wenn Du Dein leichtes Blut anbringen willst, so komm' nur mit mir, unsere arme Königin kann es recht gut brauchen. Sie war an einen Königssohn der Menschen verheiratet und der hat sie verstoßen. Nun ist sie wieder bei uns und möchte gern wieder eine Elfe werden und alles Leid vergessen. Sie hat aber zu viel schweres Menschenblut in sich; das muß heraus aus ihren Adern und leichtes Blut hinein. Willst Du ihr Deines geben, so sollst Du belohnt werden.“

Michel zuckte die Achseln und sagte: „Wenn mir nichts geschieht, so will ich mein Blut schon hergeben. Alles allerdings nicht, denn ein bißchen leichtes Blut muß jeder Mensch haben, sonst kann er das Leben nicht ertragen. Aber den Überfluß gebe ich gern her.“

Da führte ihn die Elfe in einen prachtvollen Garten mit großen, schönen Blumen und Bäumen und Springbrunnen, und in der Mitte des Gartens auf einem

Bette aus Lilien- und Rosenblättern lag die verstoßene Feenkönigin.

Nun nahm die Elfe einen langen Dorn, der wie Diamant leuchtete, 'und stach damit Michel über dem Herzen in die Brust. Da strömte das leichte Blut rosenrot hervor und siebenmal sieben Tropfen wurden in einer kristallinen Wanne aufgefangen und in dieser badete sich die Elfenkönigin und hatte augenblicklich ihr Leid vergessen, so daß sie wieder froh und leicht mit den anderen Elfen spielen konnte.

Michel aber wurde es ganz seltsam ums Herz. Es schlug nicht mehr so leicht, aber fest und kräftig, und klar wußte er, was er in Zukunft zu tun habe.

Da sprach die Elfenkönigin: „Nun, Michel, nenne mir einen Wunsch, er soll Dir erfüllt werden.“

Und Michel antwortete: „Silber und Gold habe ich in Überfluß gehabt und es ist verschwunden. Nun will ich's mit der Erde versuchen. Ein kleines Häuschen, einen Garten und ein paar Felder dazu möchte ich haben, daß ich arbeiten und selbst verdienen kann. Das scheint mir jetzt das Beste und um das möchte ich bitten.“

„Es sei Dir gewährt,“ sprach die Feenkönigin und im selben Augenblicke war der schöne Garten verschwunden und Michel lag auf der Wiese und vor ihm stand in einem Gärtchen ein kleines, freundliches Haus und hinter demselben zogen sich braune Ackerstreifen gegen den Wald hin.

Da nahm Michel das Haus in Besitz, heiratete ein braves Mädchen und arbeitete fleißig, so daß er schließlich ein wohlhabender Mann ward und seinen Kindern ein schönes Besitztum hinterlassen konnte.



Bertele und die Blumen.



Es war einmal ein Bublein, das hieß Bertele und hatte es ganz besonders auf die Blumen abgesehen. Wo er nur eine sah, da ward sie auch gleich abgepflückt und wenn er dann eine ganze Handvoll beisammen hatte, warf er sie wieder weg, statt sie, wie er immer sagte, der Mutter nach Hause zu bringen. Denn seine Mutter hatte Bertele sehr lieb, wenn er ihr auch gar oft Verdruß machte.

Eines Tages ging Bertele den Ager entlang, der hinter dem Hause der Mutter zum Walde hinführte. Da sah er eine große Sonnenblume stehen.

„Die muß ich der Mutter bringen!“ rief er, knickte den hohen schlanken Stengel und brach die Blüte ab. Aber er trug sie nicht lang mit sich, denn als er am Saume des Waldes die lieblichen roten Steinnelken sah, da warf er die Sonnenblume in den Waldbach und rupfte dafür alle Steinnelken aus, die er sah. Doch auch diese brachte er nicht nach Hause. Auf einer Waldblöße wuchsen nämlich ein paar schöne, leuchtend rote Feuerlilien empor,

welche ihm viel besser gefielen als die unscheinbaren Steinnecken. Achtlos warf er diese wieder weg und pflückte die Lilien. Da er jedoch nicht sofort nach Hause ging, sondern noch längere Zeit im Walde umherstreifte, wurde ihm das Tragen der Blumen zuwider und er warf sie wieder fort, so daß er schließlich mit leeren Händen nach Hause kam.

Aber was war hier einstweilen geschehen! Da lag die Mutter im Bette, totenblaß, und jammerte vor Schmerzen, daß es nicht anzuhören war. Plötzlich hatte sie eine Krankheit ergriffen, sie wußte nicht wie und woher, und auch der Arzt, der herbeigeholt worden war, wußte kein Mittel und sagte schließlich: „Diese Krankheit kommt nicht aus natürlichen Dingen. Da muß ein böser Zauber im Spiele sein. Deshalb kann auch ich nicht helfen, sondern Ihr müßt zu dem Wurzelzweig gehen, der draußen im Walde unter dem großen Felsen wohnt. Das muß aber sofort geschehen, denn wenn nicht bald Hilfe kommt, länger als drei Tage kann die arme Frau unter solchen Schmerzen nicht leben.“ Damit ging der Arzt.

Nun war guter Rat teuer: wer sollte zum Wurzelzweig gehen? Der Vater konnte nicht, weil er die Mutter pflegen mußte, und sonst war niemand im Hause. Es blieb also nichts übrig, als daß Bertele selbst gehen mußte, obwohl er sich sehr fürchtete.

Mit ängstlich klopfendem Herzen machte er sich auf den Weg und fand den Wurzelzweig denn auch in seiner Höhle im Felsen. Diese war ganz finster und von allen Seiten lief das Wasser über die Wände herunter. Hätten nicht

des Zwerges grüne Augen geleuchtet, Bertele hätte überhaupt nichts gesehen. Er brachte nun sein Anliegen vor und der Zwerg hörte ihm aufmerksam zu. Dann sagte er: „Ich kann Dir wohl etwas sagen, was Deiner Mutter Hilfe bringt. Du mußt mir aber dafür früher eine große Sonnenblume bringen. Die will ich da in meiner Höhle aufhängen, damit sie mir die Finsternis erhellte. Also mach schnell!“

Da lief Bertele fort, um eine Sonnenblume zu holen. Aber in der ganzen Umgebung war keine zu finden und er mußte stets weiter und weiter laufen. Wie wäre er nun froh gewesen, wenn er die Sonnenblume nicht abgebrochen und in den Bach geworfen hätte. Da wäre er schnell wieder zurück gewesen. So aber mußte er bis Nachmittag laufen, bis er endlich am Zaune eines Bauerngartens eine Sonnenblume fand und als er damit zu dem Wurzelzwerg kam, war es schon tiefe Nacht. Mit vergnügtem Grinsen nahm der Zwerg die Blume und sagte: „Nun will ich Dir sagen, was ich weiß. Aber es ist nicht viel. Ich habe kein Mittel, aber geh' zur Waldfrau, die dort nach Sonnenuntergang zu in dem großen Dickicht wohnt, die wird Dir sicher was Rechtes sagen können.“

Eben ging die Sonne des zweiten Tages auf, als Bertele bei der Waldfrau ankam. Sie sah grau und runzelig wie eine Eichenrinde aus und ihr langes Haar hing wie ein Mantel um sie.

Bertele zitterte vor Angst, aber er nahm all seinen Mut zusammen, trat vor sie hin und bat: „Liebe Waldfrau!



Meine Mutter liegt auf den Tod darnieder. Bitte, sag' mir ein Mittel, wie sie wieder gesund werden kann.“

Da brummte die Waldfrau etwas vor sich hin und dann erwiderte sie: „Ich kann Dir wohl was sagen, was Deiner Mutter Hilfe bringt. Aber dafür mußt Du mir zuerst etwas bringen. Morgen abends hat meine jüngste Tochter Hochzeit und da will sie ein Kränzlein aus roten Steinnelken. Wenn Du mir die Blumen bringst, will ich Dir recht gern etwas sagen.“

„O, von Herzen gern!“ rief Bertele und eilte davon. Er wollte die Steinnelken holen, die er tags zuvor weggeworfen hatte, aber als er sie fand, waren sie ganz verwelkt und er mußte weiter gehen, um andere zu suchen. Stunde auf Stunde verrann, ohne daß er welche fand und mit jeder Stunde wuchs seine Angst um die Mutter. Die hellen Tränen liefen ihm über die Wangen, denn schon ging es gegen Abend und er hatte noch keine einzige Steinnelke. Endlich, endlich sah er auf einer Wiese vor sich einen roten Schimmer und Gott sei Dank! — da standen die Blumen und er nahm davon soviel, als die Waldfrau zu einem Kränzlein für ihre Tochter brauchte.

Als die Waldfrau die Blumen hatte, lächelte sie und sagte: „Habe Dank für die schönen Steinnelken. Nun will ich Dir auch sagen, was ich weiß. Ich selbst habe kein Mittel für Deine Mutter. Aber wenn Du von hier sieben Stunden gegen Sonnenaufgang gehst, so kommst Du zu einem weißen Felsen. Dort sitzt ein Engel, der hütet das

Wasser des Lebens. Bitte ihn, daß er Dir ein Schälchen davon gibt, dann wird Deine Mutter sofort gesund.“

Da lief Bertele den weiten Weg von sieben Stunden und als eben die Morgenglocken klangen, stand er vor dem Engel an dem weißen Felsen. Freundlich hörte der Engel des Knaben Bitte an und sagte darauf: „Recht gern will ich Dir von dem Wasser des Lebens geben. Aber siehe! Das Wasser ist in diesem Felsen eingeschlossen und wenn es herausfließen soll, muß ich mit einer Feuerlilie an den Stein pochen. Bring' mir eine solche Blume und Du sollst das Wasser haben.“

Weinend lief Bertele nach der Waldblöße, wo er vor zwei Tagen die Feuerlilien gepflückt hatte. Vielleicht stand noch eine dort. Aber nur hohes Gras war da, sonst nichts. Wie bereute Bertele nun, die Blumen abgerissen zu haben. Unter neuerlichem, heftigem Weinen lief er weiter. Der Tag war heiß und Bertele, der schon nahezu drei Tage auf den Beinen war, konnte nicht mehr weiter. Da sank er endlich nieder und in seiner entsetzlichen Angst betete er, während ihm die Tränen unausgesetzt über die Wangen liefen: „Lieber Gott, hilf mir, daß meine Mutter nicht sterben muß. Ich will sicher keine Blume mehr abreißen und keinem Deiner Geschöpfe etwas zuleide tun!“

Wie Bertele das gesprochen hatte, siehe, da wuchsen aus dem Boden vor ihm, auf den seine Tränen gefallen waren, drei schöne große Feuerlilien empor und neigten sich ihm zu, als wollten sie sagen: „Pflücke uns!“

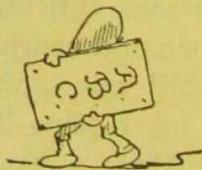
Und Bertele pflückte sie und brachte sie dem Engel.

Dieser nahm sie, schlug mit jeder dreimal an den weißen Felsen und sogleich sprang ein klarer Quell hervor. Der Engel fing ihn in einer alabasternen Schale auf und gab sie dann dem Bertele.

Gerade in der letzten Stunde, welche die Mutter noch zu leben hatte, kam er mit dem Wasser des Lebens nach Hause. „Mutter, hier trinke!“ sagte er noch und reichte ihr die Schale, dann sank er ohnmächtig vor Ermattung nieder.

Als er aufwachte, lag er in seinem Bette und an demselben saß seine Mutter frisch und gesund und lächelte ihn glücklich an.

Von dieser Zeit an riß Bertele keine Blume mehr ab, außer er wollte seiner Mutter damit eine Freude machen.



Das Heideblümchen.

or vielen hundert Jahren da ist es einmal geschehen, da ritt die schöne blonde Königstochter Iselin allein über die Heide. Sie ritt auf einem Schimmel und an der samtenen Satteldede, welche mit goldenen Stickereien verziert war, hingen kleine Silberglöcklein, so daß es bei jedem Schritt des Pferdes gar lieblich über die Heide klang.

Wie die Königstochter so dahinritt, so hörte sie auf einmal ein feines Stimmchen und das rief:

„Iselin, Iselin,
Bist mitten in meinem Garten drin,
Mußt Dich lösen mit einem Pfand,
Gib den Ring von Deiner Hand.“

Die Königstochter hielt ihr Pferd an und spähte nach allen Seiten, woher denn das Stimmchen komme. Und da sah sie auf einmal ein winziges Männlein in einem grasgrünen Rödlein, das sie ganz zornig ansah.

Sie lachte und wollte weiterreiten. Aber das Männlein hob die Hand empor und da konnte der Schimmel

kein Glied mehr bewegen und stand starr und steif wie eine Mauer. Nun sah die Königstochter ein, daß sie es mit einem bösen Zauberzweig zu tun hätte und weinerlich sagte sie: „Was habe ich Dir denn getan, daß Du mich nicht weiterziehen läßt?“

Da antwortete der Zwerg: „Du bist mitten durch meinen Garten geritten und Dein Pferd hat mir meine Blumen zertreten. Dafür mußt Du mir den Ring von Deiner rechten Hand geben.“

Nun aber war dieser Ring ein Zauberring. Die Königstochter hatte ihn von einer Fee erhalten und die hatte dabei gesagt:

„Hüte diesen Ring sehr wohl, denn er verleiht Dir, so lange Du lebst, Schönheit. Wem Du ihn aber gibst, dem mußt Du folgen und sei es bis ans Ende der Welt.“

Darum sagte jetzt die Königstochter: „Den Ring kann ich Dir nicht geben, denn er ist ein Andenken. Aber ich gebe Dir mein goldenes Armband, das ist viel wert.“

Doch der Zwerg wollte davon nichts wissen und was ihm auch die Königstochter anbot, er verlangte immer und immer wieder nur den Ring.

Da ward sie endlich zornig, sprang vom Pferde und schlug mit der Reitgerte nach dem Zwerge.

Aber im selben Augenblick wuchs der Zwerg vor ihr empor, ward so groß wie ein Riese und sprach mit einer Stimme, die wie Donner klang: „Für diesen Schlag sollst Du büßen!“ Er blies sie mit seinem kalten Atem an und da fühlte sie plötzlich, wie ihre Füße in den Boden hin-



einwuchsen, wie ihr ganzer Körper zusammenschrumpfte und zu einem dünnen Stengel ward, die Arme wurden zwei schmale, grüne Blättlein und aus ihrem blonden Lockenkopf wurde ein unscheinbares, weißes Blütenköpfchen. Die Königstochter war zu einem kleinen Heideblümchen geworden.

Da rief der Zwerg wieder: „So sollst Du nun stehen und kein Mensch soll Dich erlösen können, außer es kommt einer, der von allen Blumen der Heide nur Dich allein bricht.“

Darauf gab er dem Schimmel einen Schlag und der galoppierte über die Heide zur Stadt zurück und in den Schloßhof hinein. Als der König sein Kind nicht im Sattel sitzen sah, erschrak er gewaltig. Er meinte nichts anderes, als das Pferd habe seine Tochter irgendwo abgeworfen und sie habe sich wohl gar Hand und Fuß gebrochen. Er schickte deshalb sogleich Diener aus, damit sie nach ihr suchen sollten. Diese suchten denn auch eine ganze Woche, konnten aber keine Spur von der Königstochter finden.

Nun hielt der König sein liebes Kind für tot, zog schwarze Kleider an und alle Leute der Stadt mußten ebenfalls in schwarzen Kleidern gehen und sollten sie nicht früher ablegen, bis die Königstochter gefunden sei. Zugleich versprach der König dem, der ihm den Leichnam seines Kindes bringe, eine große Belohnung; sollte aber die Königstochter nicht tot sein und brächte sie ihm einer

lebend zurück, so sollte er sein Eidam und selbst König werden.

Da stand nun die arme Königstochter auf weiter Heide und wartete Tag für Tag auf ihren Erlöser. Aber er wollte nicht kommen. Der böse Zwerg ließ nämlich rings auf der Heide so große und schöne Blumen wachsen, daß das kleine Blümlein von ihnen ganz verdeckt wurde.

Viele Leute kamen auf die Heide hinaus und suchten nach der Königstochter, denn sie wollten sich den ausgeschriebenen Preis verdienen. Man hatte ja gesehen, wie sie in die Heide geritten war, und jeder glaubte, sie müsse irgendwo in den Blumen liegen. Aber wie die Leute auch suchten und die Heide nach allen Ecken und Enden durchstreiften, sie fanden nicht die leiseste Spur. Da waren nur Blumen und nichts als Blumen und die waren so schön und seltsam, daß jeder davon einen Strauß pflückte und nach Hause trug. Das kleine Blümlein aber sah niemand und wer es sah, dem schien es viel zu unscheinbar, als daß er es gepflückt hätte.

Da kam eines Tages ein Spielmann gegangen. Der hatte eine Fiedel auf dem Rücken und schritt mit gesenktem Haupte einher, denn er war sehr traurig. Er war in vielen fremden Ländern gewesen und hatte gesungen und musiziert und manch schönes Stück Geld verdient. Aber auf einmal hatte ihn das Heimweh gepackt und da war er in die Heimat zurückgekehrt. Es war das dieselbe Stadt, in welcher der König lebte, der seine Tochter auf so merkwürdige Weise verloren hatte.

Aber siehe da! Kein Mensch kannte den Spielmann mehr, und wenn er seine Lieder sang, dann rümpften die Leute die Nase und meinten, das sei ein fremder Gesang, den sie nicht verstünden, und wenn er nichts anderes könne, dann solle er nur wieder weiterwandern, dafür wollten sie keinen Groschen geben.

So war er denn wieder zum Stadttor hinausgewandert, um wieder in die weite Welt zu ziehen.

Als er nun mitten auf der Heide war, setzte er sich auf einen Stein und schaute traurig zurück, wo ferne die Türme und Dächer der Heimatstadt im Sonnenlicht schimmerten.

„Es ist die alte Heimat nicht mehr“, sprach er wehmütig zu sich selbst, „und ich muß nun wieder wandern, wandern bis an mein Ende.“

Dann seufzte er tief auf und wandte seinen Blick von der fernen Stadt und sah in die Heide hinein. Nun erst bemerkte er die großen, schönen Blumen. Aber er freute sich ihrer nicht.

„Ja, ja, es ist alles anders geworden“, klagte er wieder, „auch die alte liebe Heide, auf der ich so oft als Knabe gespielt habe. Freilich, diese Blumen sind schöner als jene, die ich damals gepflückt habe, aber tausendmal lieber wär mir's, ich sähe noch die alten, lieben kleinen Blümchen hier.“

Und wie er so zu sich sprach und mit seinem Wanderstab die Blumen, die vor ihm standen, zur Seite bog, da

sah er auf einmal das kleine unscheinbare Blümchen vor sich stehen und in heller Freude erglänzte sein Gesicht.

„O, Du liebes, liebes Blümlein,“ sagte er leise. „Dich will ich mitnehmen und habe ich auch keine Heimat mehr, Du sollst mich immer daran erinnern, daß ich doch einmal eine gehabt habe, in der ich so glücklich war.“

Und da kniete der Spielmann nieder, küßte das Blümlein und dann brach er es behutsam ab.

Raum aber hatte er es gebrochen, da stand die Königstochter Iselin vor ihm, jung und schön und lachte ihn gar freundlich an.

Der Spielmann riß die Augen auf, soweit er konnte, aber die Königstochter nahm ihn liebevoll an der Hand und sagte: „Ein böser Zwerg hat mich in das Blümlein verzaubert, das Du gebrochen hast. Du hast mich erlöst. Habe Dank! Und nun komm' und führe mich zu meinem Vater!“

Da gingen sie Hand in Hand zurück zur Stadt und als der König seine Tochter gesund und frisch wieder vor sich stehen sah und hörte, was mit ihr geschehen war und wie sie der Spielmann erlöst habe, da nahm er die Krone vom Haupte, setzte sie dem Spielmann auf, umarmte ihn und dann ward die Hochzeit mit allem Jubel gefeiert.

Und so hatte der Spielmann wieder seine Heimat gefunden und wenn er abends, nachdem er den ganzen Tag fleißig regiert hatte, die Fiedel zur Hand nahm und seiner Königin etwas vorspielte und vorsang, dann blieben die

Leute auf der Straße stehen und sagten, daß sie noch nie etwas so Schönes gehört hätten.

Der böse Zwerg aber ärgerte sich so viel, daß er alle die großen, schönen Blumen, die er hatte wachsen lassen, zertrampelte und dann in ein fernes, fernes Land fortzog, wo die Hasen und Füchse einander zurufen: „Gute Nacht, Herr Better!“



Das Märchen vom Schneeglöcklein.



s war einmal ein kleines Mädchen. Das war noch so klein, daß es in der Wiege liegen mußte, weil es dazumal die netten Kinderwägelchen noch nicht gab. Da lag es und schlief und hatte die kleinen Fäustchen auf der Decke geballt und machte ein so glückliches Gesicht, daß es jedermann lieb haben mußte. Wenn es aber die Augen aufmachen mußte, dann sah man hinein wie in den blauen Himmel und es kam auch ein Glanz aus ihnen, wie helles, freundliches Sonnenlicht.

Jeden Menschen lächelte das Kind an; aber am fröhlichsten wurde es, wenn durch das Fenster herein die Sonnenstrahlen auf die Wiege fielen. Die Sonne hatte es nämlich ganz besonders lieb, weil sie hell und freundlich war und alles so schön machte.

Und so blieb es auch, als das Mädchen größer wurde und nicht mehr in der Wiege zu liegen brauchte, weil es schon gehen konnte. Da saß es am liebsten in der Sonne und wenn es ein Marienkäferchen sah, fing es dasselbe

behutsam, setzte es auf die Hand, hob diese mit dem Tierchen in die Höhe und sagte:

„Fliege, Käferl, flieg empor,
 Flieg bis an das Himmelstor,
 Tu mir die Frau Sonne grüßen,
 Sag', ich laß die Hand ihr küssen.“

Und das Käferlein flog empor und richtete den Gruß aus, und da lachte die Frau Sonne und schickte als Antwort ihre schönen Strahlen herunter und die legten sich auf die blonden Locken des Mädchens, daß sie schimmerten als seien sie eitel Gold.

Wenn aber abends die Sonne sank, da sah die Kleine ihr lange nach und rief: „Gute Nacht, Frau Sonne, schlaf recht gut, damit Du wieder morgen frisch und schön bist.“ Da blinzelte die Sonne über den Wald her noch einmal dem Mädchen zu und ging dann wirklich schlafen.

Und daselbe tat die Kleine. Am nächsten Morgen aber war sie schon in aller Frühe auf und wenn die Sonne über dem Berg im Osten hervorkam, dann winkte sie ihr fröhlich zu und lief dann durchs ganze Haus und rief allen, die darinnen wohnten, ganz glücklich zu: „Die Sonne ist da, die Sonne ist da!“

Eine schreckliche Zeit war für das Mädchen der Winter. In dem Lande, wo es wohnte, lag nämlich vom Herbst bis zum Frühjahr ein dichter Nebel über der Erde und ließ die Sonne höchstens für ein paar Augenblicke durch. Da saß dann das Mädchen am liebsten zu Hause und ließ sich Geschichten erzählen oder las später, als es in der

Schule schon soviel gelernt hatte, von Ländern, in denen immer die Sonne scheint. Und dabei zählte es jeden Tag, bis der Frühling kommen werde. Endlich aber kam ein Tag, wo es das Mädchen zu Hause nicht mehr aushielt und wenn auch draußen noch Eis und Schnee war, es lief hinaus. Und siehe: kaum war es draußen, da zerriß die Sonne den Nebel, der Schnee schmolz, die Weiden steckten wollige, silberweiße Käzchen an die Zweige und das Mädchen brach einen solchen Weidenzweig ab, eilte damit von Haus zu Haus und schlug an die Fenster und jubelte: „Heraus, Heraus! Der Frühling kommt, die Sonne ist da!“

Und da kamen überall die Leute hervor, die Kinder, die jubelnd auf die Straße stürmten, dann die Erwachsenen, und die stellten sich unter die Haustüre, blinzelten zur Sonne hinauf, atmeten tief die frische Luft ein und sahen glücklich drein, als sei ihnen weiß Gott was geschenkt worden. Das Mädchen aber nannten die Leute: „Unser Frühlingskind!“ und hatten es ganz außerordentlich lieb.

Nur ein Mann war im Dorfe, der das Frühlingskind nicht leiden konnte, und das war ein dürrer, alter Mann mit einem langen, rotgrauen Barte und zwei kagengrauen, bösen Augen. Er war ein Zauberer und da ihm das Zaubern nur dann recht gelang, wenn es finster und neblig war und ihn kein fröhlicher Menschenlärm auf der Straße störte, konnte er die Sonne nicht leiden und den Frühling nicht, und haßte deswegen auch das Mädchen ganz furchtbar, weil es den Frühling ver-

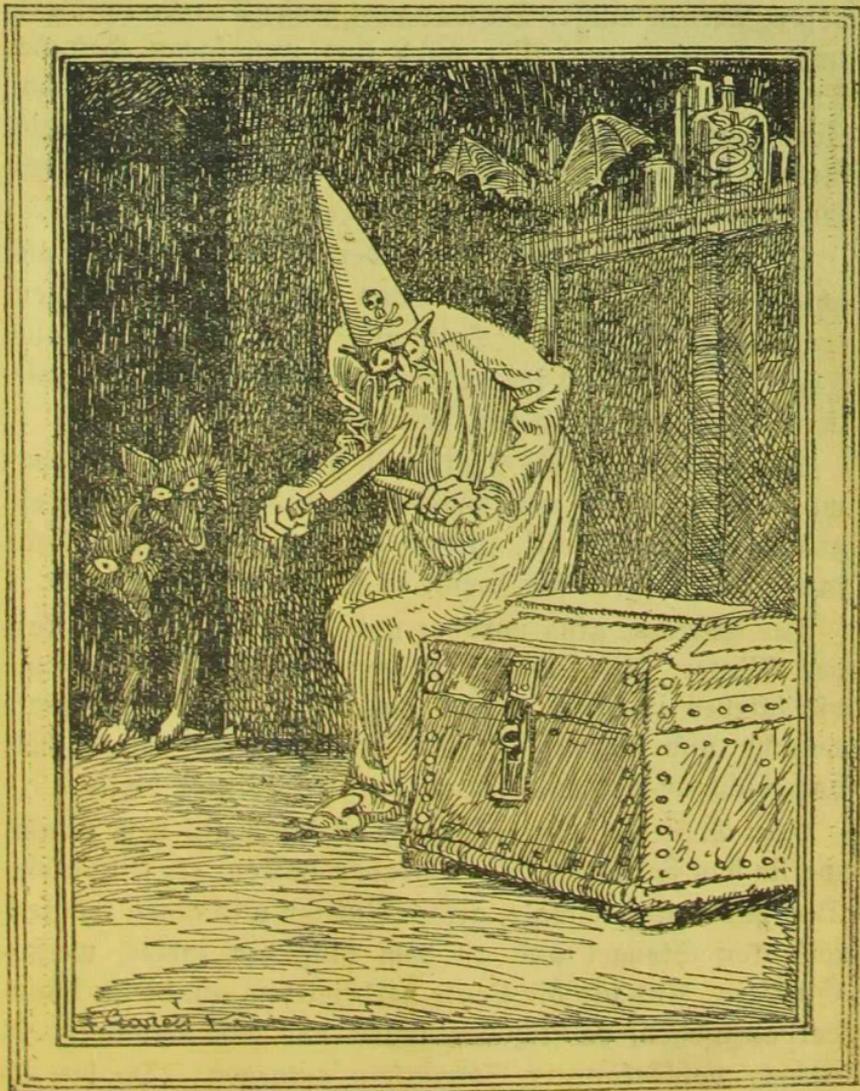
Und eines Tages beschloß er, das Kind zu töten. Als es wieder einmal an seinem Hause vorbeilief, faßte er das Kind, schleppte es in seine finstere Stube, warf es trotz seines Bittens und Flehens in eine Truhe und schlug den schweren, eisernen Deckel zu. Dann wegte er sein großes Messer, denn er wollte es schlachten und seinen beiden Wölfen, die er statt Haushunden hatte, zum Fraße vorwerfen.

Kein Mensch hatte das alles gesehen, nur die Sonne. Diese hatte nun Mitleid mit ihrem Liebling und schickte sofort ihre kleinen Lichtelchen aus, welche nun in jedes Haus liefen und den Menschen ins Ohr flüsterten:

„Der Zauberer hat das Frühlingskind gefangen und will es schlachten.“

Raum hatten die Leute dies gehört, da packte jeder eine Waffe, dieser einen Knüttel, jener eine Heugabel, der Förster sein Gewehr und dann stürmten sie das Haus des Zauberers und befreiten das Frühlingskind. Als sie aber den Zauberer gefangennehmen wollten, verwandelte er sich schnell in eine schwarze Krähe und flog davon. Doch der Förster legte sein Gewehr an und schoß ihn herunter. Da nahmen die Leute die Krähe, warfen sie in das Haus und zündeten es an allen vier Ecken an.

Das Frühlingskind war nun freilich wieder gerettet, aber der Zauberer hatte ihm, als er davonsiegen wollte, ließ schnell eine böse Krankheit in den Leib gezaubert und Da saßte kein Arzt helfen. Von Tag zu Tag wurde das sich Geschwür und blasser und die Leute erkannten endlich,



daß es sterben müsse. Da war nun große Trauer im Dorfe und alle klagten: „Wer wird uns nun sagen, daß der Frühling und die schöne Sonne kommt, wenn wir das Frühlingskind nicht mehr haben? Wir haben alle so viel Arbeit und können darauf nicht acht geben und dann kennen wir es ja auch gar nicht.“

Da erbarmte sich die Sonne der armen Menschen und schickte wieder ihre Lichtelfen und die wisperten den Leuten wieder ins Ohr: „Seid nicht traurig. Wenn auch Euer Frühlingskind jetzt sterben muß, es wird gewiß wiederkommen und Euch den Frühling verkünden.“

Da trösteten sich die Leute und als das Kind gestorben war, zogen sie ihm ein weißes Kleid an, setzten ihm ein grünes Kränzlein auf, senkten es unter das grüne Gras hinab und freuten sich, wenn es wieder kommen werde.

Der Sommer ging vorüber und der Herbst und es kam der Winter. Alles war mit Schnee und Eis bedeckt und die blieben so lange liegen, daß die Leute schon traurig wurden und sagten: „Unser Frühlingskind kommt halt doch nicht wieder und darum muß es Winter bleiben.“

Aber siehe da! Eines Tages, da stand auf dem Grabe, wo sie das Frühlingskind begraben hatten, ein Blümlein. Das hatte zwei schmale, grüne Blätter und einen dünnen, schlanken Stengel und an dem hing ein zartes, weißes Glöcklein. Und als die Leute herbeieilten, um dieses Wunder anzusehen, da flüsterte ihnen aus dem Glöcklein ein liebes, wohlbekanntes Stimmlein entgegen: „Da bin ich

wieder, Euer Frühlingskind. Wartet nur noch ein kleines Weilchen, gleich wird der Frühling da sein!“

Und wie das Blümlein dies gesagt hatte, da wich der Nebel, die Sonne kam hervor, der Schnee schmolz und bald blühte die Welt an allen Ecken und Enden. Da jubelten die Leute: „Wir haben unser Frühlingskind wieder! Von nun aber wollen wir es Schneeglöcklein heißen.“



Wie es Hänsel und Gretel weiter erging.



Als Hänsel und Gretel heimgekommen waren und sie ihr Schürzchen mit Perlen und Edelsteinen ausschüttete und er seine Taschen ausleerte, daß die Dukaten und Taler nur so herumkollerten, da war große Freude, und was die Eltern seit der Hochzeit nicht mehr gehabt hatten, nämlich ein Stück Braten, das kauften sie jetzt und auch ein Schlüßlein Wein dazu. Und so reich waren jetzt die Eltern, daß sie sich das alle Tage gönnen konnten und nicht mehr zu arbeiten brauchten.

Aber die guten Leute waren das schöne Leben nicht gewohnt und der Vater wurde krank und starb bald darauf. Darauf wurde der Mutter das Herz so schwer, daß sie nichts mehr konnte als weinen, und da starb sie ihm nach.

„Was fangen wir nun an?“ sprach Hänsel zu Gretel. „Wir sind jetzt allein und noch schwach, und wenn ein Räuber kommt, so wird er uns alles wegnehmen, daß wir verhungern müssen. Ich meine, wir gehen zurück in den Zauberwald. Dahin findet kein Mensch den Weg,

und die Hexe ist tot, daß wir in ihrem Häuschen wohnen können.“

Gretel war damit einverstanden und so packten sie ihre Schätze zusammen und luden sie auf das kleine Wägelchen, auf dem der Vater immer Holz aus dem Walde heimgeführt hatte, legten auch noch allerlei Werkzeug und ein paar warme Decken dazu, nahmen auch ein jedes ein Andenken an die Eltern mit, Hänsel des Vaters Pfeife, Gretel der Mutter Gesangbuch, und dann zogen sie fort, geradewegs in den Zauberwald hinein.

Als sie an das große Wasser kamen, rief Gretel wieder:

„Entchen, Entchen,

Da steht Gretel und Hänsel.

Kein Steg und keine Brücken,

Nimm uns auf deinen weißen Rücken!“

Aber kein Entchen kam. Gretchen rief nochmals und abermals, aber immer vergebens. Da sagte Hänsel: „Gretel, ich sehe schon, da müssen wir uns selbst helfen.“ Und er nahm die Säge, schnitt mehrere Bäume um, hing sie mit Weidenruten zusammen und machte so ein Floß, auf dem sie über das Wasser fahren konnten.

Als sie aber drüben ankamen, da war kein Weg und kein Steg und sie wußten nicht, wie sie weiter kommen sollten; da mußte Hänsel vorangehen und mit der Hacke die Dornen und das Gestrüpp weghacken und Gretel mußte hinterdrein den Wagen ziehen. Das war nun für beide eine schwere Arbeit und sie wurden so müde dabei.

daß sie jeden Tag nur ein ganz kleines Stück vorwärts kamen.

Endlich kamen sie aber auch zum Ende. Aber was war das? Die Hütte war nicht mehr aus Zucker, sondern aus grauem, trübem Glas, mit vielen Sprüngen, staubig und mit Stroh mit großen Klumpen und fetten Hennen darein, und die Fensterscheiben waren auch nicht mehr aus Zucker, sondern aus trübem Glas, über das hier und da häßliche Papierfetzen geklebt waren. Die Hexe hatte eben, bevor sie ganz verbrannt war, einen Zauberspruch gesprochen und das schöne Zuckerhäuschen in eine garstige Hütte verwandelt.

Aber was wollten Hänsel und Gretel machen? Zurück wollten sie nicht mehr und vorwärts konnten sie nicht, denn es war kein Weg da und sie wußten auch nicht, wo der Wald aufhörte.

„Wir müssen schon da bleiben,“ sagte Hänsel, „und zu sehen, wie wir uns da fortbringen. Gest, Gretel?“

„Ja,“ sagte sie, „wir werden fleißig arbeiten, der liebe Gott wird uns schon helfen.“

Damit gingen sie in die Hütte hinein. Sie fanden darin nicht mehr die schöne Einrichtung der Hexe, sondern nur ein paar gebrochene Stühle, einen wackeligen Tisch und zwei Betten, in denen auf Stroh ein paar zerlumpte Decken lagen. Die Kinder richteten sich nun ein, so gut sie konnten, und da sie müde waren, beteten sie ihr Abendgebet und schliefen ruhig ein.



In den nächsten Tagen besserte Hänsel die Stühle, den Tisch und die Betten aus, dann kam die Hütte daran und die übrige Zeit ging er in den Wald, kletterte auf die hohen Bäume und holte die Eier der wilden Tauben aus den Nestern, fing Hasen in der Schlinge, suchte nach dem Honig der wilden Bienen und sammelte Beeren und Süßwurzeln. Gretel aber grub rings um die Hütte die Erde auf und machte ein Gärtlein daraus, in das sie Gemüse und allerlei Blumen pflanzte, besonders die großen dunkelblauen Glockenblumen, mit den drei weißen Perlen auf dem Kelchgrunde, die so hell leuchteten wie Edelsteine. Hänsel machte einen Zaun um das Gärtchen, und so lebten die beiden Kinder einsam, aber vergnügt bei ihrer Arbeit Tag für Tag, Jahr für Jahr und merkten es gar nicht, daß sie dabei große Leute wurden. Nur am Sonntag gönnten sie sich Rast. Da holte Gretel das Gesangbuch und sie sangen mitsammen ein frommes Lied, und das klang so schön, daß die lieben Vögel und die guten Rehe herbeikamen und lauschten und die Bäume sogar ihr Rauschen ließen. Dann blies Hänsel auf seiner Flöte, die er sich aus einem Weidenzweig angefertigt hatte, allerhand lustige Liedlein und Gretel ging mit ihren Schmucksachen, den schönen goldenen Ringen und Armbändern, den Perlen- und Korallenschnüren zum Bach, legte sie an und freute sich, wenn ihr aus dem klaren Bach ihr Bild freundlich entgegen-
 nickte, schön, wie das einer richtigen Prinzessin.

Als sie eines Sonntags wieder in diesem Schmucke an der Quelle saß und ein Liedlein vor sich hinsummte, theilte sich auf einmal das Gebüsch und ein Jüngling in kostbarer Kleidung, das Hifthorn an der Seite und den Jagdspieß in der Hand, trat hervor. Erstaunt sah er eine Weile das Mädchen in den armen Kleidern und mit dem reichen Schmucke an, dann fragte er: „Wer bist du?“

Auch Gretel hatte den Jüngling mit großen Augen angesehen und nun antwortete sie: „Ich bin die Gretel. Und wer bist denn du?“ Da nahm er sie bei der Hand und zog sie auf den moosigen Stein, der da lag, nieder und erzählte ihr, daß er ein Prinz sei, daß er sich im Wald verirrt habe und nun nicht mehr wisse, wo ein und wo aus. Nun erzählte auch Gretel, wie sie hieher gekommen sei, und wie sie so mitsammen sprachen, da gefiel Eines dem Andern so gut, daß sie beschloßen, Mann und Frau zu werden. Hand in Hand gingen sie zur Hütte, erzählten Hänsel Alles und wie er sah, wie lieb sich die Beiden hatten, war er damit zufrieden. Am nächsten Tage suchten alle Drei zusammen den Weg nach dem Königschloß und als sie ihn endlich gefunden hatten, nahm Gretel ihre Schätze und folgte dem Prinzen auf sein Schloß und wurde Königin.

Als nun Hänsel so allein in der Hütte im großen Walde war, da wollte es ihm auch nicht mehr recht gefallen, und da er die Wege hinaus zu den Menschen wußte, so zog er fort in eine Stadt, kaufte sich ein Haus

und heiratete ein Mädchen, das ihm gefiel, weil es immer so zierlich gekleidet ging und schwarze blickende Augen und lange schwarze Zöpfe hatte. Mit der Zeit aber wurde die Frau puzsüchtig und Hänsel mußte die Hand beständig im Geldbeutel haben, um ihr kostbare Kleider aus Samt, Seide und Brokat, Ringe, Arm- bänder und Ketten zu kaufen. So wurde sein Geld von Tag zu Tag weniger und endlich mußte er sogar das Haus verkaufen. Aber auch das, was er dafür einge- nommen hatte, ging wieder drauf, und als er nichts gar nichts mehr hatte, da sagte seine Frau, sie wolle keinen Bettler zum Manne haben und lief ihm davon. Hänsel hatte keinen armseligen Heller mehr in der Tasche und so mußte er Tagelöhner werden und sich im Schweiße seines Angesichts sein kümmerlich Stück Brot verdienen. So arbeitete er Jahr für Jahr, bis er endlich alt und schwach wurde und nichts mehr verdienen konnte. Da dachte er zurück an die Hütte im Walde, wo er einst so glücklich gewesen, und er beschloß dorthin zu gehen, um dort zu sterben.

Und auch der Gretel ging es nicht viel besser. Sie war wohl Königin geworden, aber da sie nicht aus vornehmerm Stande, sondern nur gewöhnlicher Leute Kind war, rümpften die Hofdamen, die Grafen und Barone, die im Königschloß aus- und eingingen, die Nasen, wollten Gretel gar nicht als Königin gelten lassen und suchten ihr, wo sie konnten, zu schaden. Anfangs, solange sie schön war, schützte sie ihr Gemahl und wies die Adelligen

zurecht; als aber ihr reiches blondes Haar schütter wurde und graue Fäden sich hineinflochten, als ihre blauen Augen den hellen Glanz verloren, da schenkte er endlich den Hofleuten Gehör und verstieß sie.

In den armseligen Kleidern, in denen sie gekommen, verließ sie das Schloß und die Hofleute lachten und spotteten hinter ihr drein: „Bettelkönigin! Bettelkönigin!“ Da ging sie so weit, bis sie das Geschrei nicht mehr hörte, setzte sich auf einen Stein und fing an bitterlich zu weinen. Und wie sie so saß und weinte, kam ein blaues Vöglein geflogen, setzte sich ihr gegenüber auf den Haselbusch und sang:

„Kiwitt! Kiwitt!

Gretel, komm' mit,

Laß Weinen und Trauern sein,

Sollst heut' noch im Paradiese sein.“

Da ging sie dem Vogel nach und der führte sie in den Zauberwald, immer tiefer und tiefer hinein und plötzlich stand sie vor ihrer Hütte. Das war aber keine Hütte mehr, sondern wieder das blitzblanke Zuckerhäuschen, aber noch schöner als einst, und aus einem Fenster sah eine liebliche Fee und nickte ihr freundlich zu. Als sie aber in das Häuschen eintreten wollte, da saß auf dem Bänkehen neben der Tür ein alter Mann mit weißem Haar und Bart und vielen Furchen im Gesicht. „Wer bist du?“ fragte ihn Gretel.

„Ich bin ein alter, armer Mann,“ sagte er, „und bin hergekommen, um da zu sterben.“ Und darauf erzählte

...geschichte.
... es ihr
... und erzähl
... der alten
seine Schwester und sie fielen auf die Arme
küßten sich die Tränen von den Wangen. Dann
sie sich auf die Bank, Hand in Hand, le
aneinander, und weil sie müde, sehr müde waren, s
sie ein.

Und horch! Da fingen die kleinen Glockenblum
den drei blinkenden Perlen im Kelchgrunde, di
immer um das Häuschen blühten, leise, leise zu
an, und es klang so lieb und zart, wie das Wiege
das eine Mutter ihrem Kindlein singt, und da
gann auch der Wald heimlich dreinzurauschen, sachte
um die Schläfer nicht zu wecken und auch die I
und hundert Vöglein kamen herbei, setzten sich in
Kreise auf die Wipfel der Bäume und fielen mit
silbernen Stimmen in die wunderbar schöne We
Glockenliedes ein. Die beiden alten Leute hörte
Traume noch den trostreichen Klang, ein Lächeln g
ihre Lippen, leise, ganz wie drückten sie sich ne
die Hände, dann standen ihre Herzen still und zwei
flogen geradewegs in den Himmel empor.



UB WIEN



+AM183994701



www.books2ebooks.eu